

Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele.

תדרכי נפשי עז

Vorwärts, mit Macht.

30. Jahrgang.

Cincinnati, O., den 2. Juli 1886.

Nummer 1.

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.)

Ein deutscher Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel“.

(Fortsetzung.)

Der Major salutirte und wollte abtreten, als Oppenheim rief: „Bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich muß Ihnen meine volle Zufriedenheit über die pünktliche Ausführung meiner Befehle aussprechen. Sie sind mit Ihren Soldaten zur Zeit angelangt, haben, meinem Wunsche vollkommen entsprechend, die bewaffneten Leute der Edelkute ohne Geräusch und ohne Blutvergießen gefangen genommen und mir Ihre Zukunft gesichert. Ich ließ mir dies, was die der Minister an Remchingen, „durch einen Kompetenzstoß anzeigen. Die Verschworenen haben ihn entweder im leidenschaftlichen Eifer überhört oder nicht bemerkt, vielleicht glaubten sie auch, es wäre einer ihrer Jäger. Ich konnte nur dadurch meinen wohlbedachten Plan zur Ausführung bringen, und die Gesinnung jedes unserer Gegner genau erforschen. — Sie haben mir schon einmal durch Ihre treue Pflichterfüllung einen großen Dienst erwiesen. — Ich habe eine Bitte an Dich, Remchingen, die Du mir wohl nicht abschlagen wirst.“

„Ist im Vorhinein gewährt, Bruderherz!“

„Durch den von mir veranlaßten Rücktritt des Konrad Bentinger ist die Stelle eines Oberstlieutenants im Dragoner-Regimente Prinz Eugen offen. Darf ich den Oberstwachmeister Kaufungen als Candidaten für diese vorschlagen? Du hast ja das Recht, alle Offiziersstellen bis zum Obristen zu vergeben.“

„Er soll den Platz haben. ... ja der Kaufungen verdient's, ein tüchtiger Soldat, erprobt, treu, fähig. — Ich gratulire, Herr Oberstlieutenant! — Ich werde morgen im Armeebefehl Ihr Advancement aussprechen und den Regimentskommandanten davon verständigen.“

„Excellenz ... Herr Generalleutnant,“ rief Kaufungen, sich entzückt wechselseitig an seine beiden Gönner wendend. ... „wie soll ich danken?“

„Wir sind ja froh, wenn wir tüchtige, verlässliche Offiziere haben, denen wir

ruhig die Führung unserer braven Truppen anvertrauen können. ... Aber jetzt, Herr Oberstlieutenant, können Sie mit Ihren Leuten abrücken. Lassen Sie die Truppe nach Commodität marschieren. Trachten Sie nur, vor Anbruch der Nacht in Stuttgart anzukommen. Den nachrückenden Abtheilungen, denen Sie auf dem Wege begegnen müssen, bringen Sie die Ordre, wieder zurückzukehren. Seine Excellenz, der Herr Minister, hat unserer Hilfe nicht bedürft; er hatte mit gewohnter Umsicht und Weisheit schon vorgesorgt.“

Der neubeförperte Officier trat ab und bald darauf hörte man den Abmarsch des Fußvolkes.

„Was enthält das Papier, das Dein treuer Schreiber dem Bentingen entriß? ... Ich bewundere Dich; ich hätte nicht die Macht über mich, das Papier zu zerstören.“

„Ich kenne so ziemlich das ganze Gewebe,“ meinte Oppenheim, „und würde hierdurch (er deutete auf das Papier) kaum Neues erfahren. Ich habe die ganze Correspondenz der Malkontenten in Händen.“

„Ich erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo wir allein sind. ... also sehen wir,“ drängte Remchingen.

Oppenheim legte das Blatt auf den Tisch, es enthielt nichts als einige Namen, die in Gruppen zusammengestellt, und von denen einzelne mit einem Kreuze bezeichnet waren.

„Ei ... obenan steht Du: Minister Oppenheim, — dann ich: Generalleutnant Remchingen, Kaplan Scheffer, Cabinetsrath Hallwachs. ... Teufel Mordelment! ... warum fehlt da Röder? — weißt Du, — das ist verflucht verdächtig? — zuletzt hat der österreichische Gesandte doch recht. ... warum fehlt Röder in der Gruppe?“ wiederholte er heftig, den Minister anblickend, „Du weißt ja Alles, erkläre mir das!“

„Das ist leicht erklärt! — Die Landschaft will ja der Welt gegenüber einen Vorwand haben; zuerst soll es heißen, sie wolle die Fremden und Nicht-Evangelisten entfernen. — Uebrigens hat Röder auch nichts gegen die Landschaft unternommen, er verhält sich vollkommen passiv.“

„Das ist wahr, Röder ist Lutheraner und Würtemberger,“ meinte Remchingen beruhigt. ... „und da hast Du auch recht, er mischt sich jetzt nicht in die Regierungs-

geschäfte; — aber einflußreich und mächtig ist er.“

„Du überschätzt Röder, Freund; — er ist ein eifriger, sorgloser Mann mit geringen geistigen Gaben, den ich an seinem Ehrgeize festhalte; — dann ist er ein treuer, ergebener, dankbarer Freund. Indem er durch mich Graf wurde, würde er für mich in den Tod gehen. Röder's Treue wäre wohl nicht zu erschüttern.“

„Lesen wir weiter. ... ei! ... da stehen Röder's und Laubed's Namen allen den malkontenten Herren voran, schau ... Röder, Laubed, Bentingen, Helfenstein, Jagthausen, Miltenberg, Tafinger. ... Teufel! Himmelhöllenhundkreuzsternmohrensapperment! — was sagst Du dazu? — das ist doch handgreiflich! — Freund, ich beschwöre Dich, — sei misstrauisch, sei vorsichtig!“

„Aber um Alles in der Welt, sprich, ein Verräther! — Siehst Du denn nicht, daß diese Namen den Ständeausschuß bilden, der mit dem Herzoge vor dessen Regierungsantritt bezüglich der Reversalien unterhandelte — das hat gar nichts zu bedeuten.“

„Warum wollte also Bentingen das Papier vernichten?“

„Er glaubte wohl,“ sprach Oppenheim mit einem gutmüthigen Lächeln, „daß mir als Du den die Kreuze vor unseren Namen nicht gefallen werden; so pflegt man zuweilen diejenigen zu bezeichnen, welche man aus diesem irdischen Jammerthal in ein schöneres Leben zu spediren wünscht, aber,“ fügte er rasch hinzu, „ich habe Gelegenheit gehabt, in der langen, interessanten Unterredung, die ich mit den Herren gepflogen, zu erkennen, daß — wenn ich Miltenberg ausnehme — jeder der Anwesenden gerne mein Leben geschont hätte. Ob das politische Klugheit, die Furcht, den Herzog und den Kaiser unversöhnlich gegen sich aufzubringen — oder ob es doch eine menschliche Anerkennung meines Werthes war, kann ich nicht beurtheilen. Ich nehme lieber das Letztere an.“

„Du herzensguter, lieber, großer Mann! Du bist als Mensch zu gut, — als Staatsmann, als Premierminister eines von religiösen und politischen Parteien zerklüfteten Landes, viel zu gut. — Ich müßte Dich schwach nennen, wenn Du nicht ebenso stark, so geisteskräftig wärest. ... Du wunderbarer Mensch!“

Schade! Württemberg sollte das ganze große, einige Deutschland, Carl Alexander der Kaiser dieses schönen Reiches sein und Du sein Minister bleiben. — Das wäre ein Glück für Deutschland, für Europa, für die civilisirte Welt, für die Menschheit!“

„Man sollte es wirklich nicht glauben, daß mein Freund Remchingen, von Geburt ein Soldat, für mich, den Mann der Feder, so enthusiastisch glühen könnte. Glaub' mir's, Deine warme Freundschaft beglückt mich, — in ihr, in meiner Fürstenhuld, und in dem ruhigen Bewußtsein getreuerfüllter Pflicht, finde ich meinen Lohn und auch reichen Erfolg für den Haß, welchen Neid, Mißgunst, Fürstensartismus und ekelhafter Egoismus zur fürchterlichen Flamme gegen mich anschüren.“

„Mann der Feder!“ grüßte Remchingen, „wärest Du wohl nicht auch ein vortrefflicher Soldat, ein guter Reiter, muthig, unerschrocken, kaltblütig? — Du bist halt ein Univerfatgenie; aber,“ der General sah schweigend zu Boden, „weißt Du, Oppenheim, was bei der Geschichte das Komischste ist, daß wir beide eigentlich von Natur aus gar nicht zusammenzupassen scheinen; — ich mit meinem derben rauhen Wesen mit einer aufbrausenden Leidenschaftlichkeit und Du mit Deiner feinen weltmännischen Ruhe, mit Deiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit. Ich bin halt ein von Pife auf Giedenter, ein ungebildeter, roher Kriegersgeffe. Im Feld, im Lager hat man wahrhaftig nicht Zeit, sich auszubilden. ... und früher ... bis zu dem Augenblicke wo ich Dich kennen lernte, war ich auch ein Feind der Juden, wo ich sie nur placken und schinden konnte, war mir's ein Hauptspaß. — Vergieb mir's, Freund, ich hasste und verachtete das Volk. ... wer mir je gesagt hätte, ich würde für einen Juden mein letztes Herzblut hergeben, einen Hauptesfel, ein Kindvieh hätt' ich ihn genannt!“

Oppenheim lächelte. „Remchingen, es ist spät. Wir wollen nach Stuttgart fahren; nach einem glücklich überstandenen Tage voll Aufregung wird mir Ruhe wohl thun.“ Jetzt seufzte der Minister aus tiefer Brust auf. Den Feinden oder auch den Freunden gegenüber hatte der eiserne Mann die Maske unzerstörbarer Ruhe festgehalten, dem treuen Freunde gegenüber durfte er sich als Mensch zeigen.

„Wie hätte mein Kind, mein liebliches

Glärchen, den harten Schlag überstanden," sprach er leise, "wenn mein Wagniß mißlungen, wenn Kaufungen zu spät eingetroffen, wenn ich in die Hände des graufamen, unversöhnlichen Miltenberg gefallen, wenn ich in der Mitte meiner Laufbahn, in dem Blüthe meiner Kraft, in meinem schönsten Mannesalter eines schmachvollen Todes gestorben!" Einen Moment stand er in tiefes Sinnen versunken, dann fuhr er sich langsam mit der Hand über die Stirne, als wolle er alle trüben Gedanken verdrängen, und sagte dann, plötzlich entschlossen, heiteren Tones: „Ach!... es giebt einen allmächtigen, gerechten Gott, der schützt die Seinen... allons nach Stuttgart!"

Zweites Kapitel.

Der große Maskenball, den der Herzog gab, war für einen Mittwoch Abend festgesetzt. Die Vorbereitungen hierzu waren, sowohl von Seite des hohen Festgebers, als von Seite der Geladenen im großartigsten Maßstabe betrieben worden.

Das Theater in Stuttgart, in welchem der Ball abgehalten werden sollte, war durch volle zehn Tage geschlossen gewesen, und zahlreiche Handwerker: Tischler, Decorateure, Tapezierer, Maler und Gärtner — diese allerdings erst in den letzten, dem Feste unmittelbar vorangehenden Tagen, — arbeiteten an der Ausschmückung der weiten, herrlichen Räume. Der ganze Adel des Landes, selbst die starke Partei der Opposition, hatte sich entschlossen, das Ballfest, von dessen herrlichem Glanze sich schon im Vorhinein die ausschweifendsten Gerüchte verbreitet hatten, zu besuchen. Unbezähmbare Genußsucht einerseits, das Bestreben, ihre feindliche Gesinnung bis zum Ausbruche einer für sie günstigen Katastrophe zu maskiren, andererseits, veranlaßten sie hierzu. Selbst jene wenigen Mitglieder der Adelsopposition, welche doch etwas würdiger dachten und anfänglich nicht zu erscheinen beabsichtigt hatten, waren durch die plötzliche Verhaftung der drei mächtigen Barone, Bentingen, Helfenstein und Miltenberg, sowie durch die Gerüchte, welche sich über ein durch die nahezu übermenschliche Klugheit des Ministers vereiteltes, gegen ihn beabsichtigtes Attentat verbreitet hatten, im letzten Momente, aus Furcht vor der Ungnade des Fürsten bestimmt worden, das Fest zu besuchen. Von den Beamten, die mit ihren Frauen und Töchtern geladen waren, mußte man, daß sie vollzählig erscheinen würden, da ihnen ein Ausbleiben vom Herzog übel vermerkt worden wäre. Das Erstmal waren, durch Oppenheim's Einfluß, auch die vornehmsten Bürger zu dem Feste geladen worden. Allerdings hatte eine vom Hofmarschalle getroffene und vom Herzog gebilligte Bestimmung verfügt, daß der große Saal der Breite nach in zwei Theile geschieden werden sollte, wovon die größere obere Hälfte für den Hof, die fremden Gesandte, die Minister, den Adel, die hohen Offiziere, die hohen Beamten und deren Damen, — die untere für die Bürgerlichen, die niedrigen Beamten und deren Frauen und Töchter bestimmt wurde. Mit großer Mühe und

nach harten Kämpfen erst gelang es dem Minister, durchzusetzen, daß den Bürgermeistern der beiden Residenzen, Stuttgart und Ludwigsburg, und den Würdenträgern der Landesuniversität der Eintritt in dem abgeschlossenen Saalraum gestattet wurde. Der Herzog, der sich in den großen Fragen der äußeren Politik und des Staatswohles den Beschlüssen seines Ministers fügte, war in Fragen der Hofetiquette unerschütterlich fest und Oppenheim war klug genug, sich nicht durch Streit über Unwesentliches ohne Noth abzunutzen.

Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit war es, daß, obwohl bis Mitternacht Alle maskirt, daher unerkant bleiben sollten, man eine Mische am Theateringang, über die Art der Räumevertheilung, für genügend hielt, um überzeugt zu sein, daß kein Unberechtigter den für Bevorzugte bestimmten Theil des Saales betreten werde. Ein so tiefer knechtischer Sinn war über den Bürger- und Beamtenstand jener — wir dürfen denn doch sagen — entarteten Zeit verbreitet, eine knechtische verdummende Verehrung, welche der Entwidlung des geistigen, ja sogar des materiellen Lebens überall hemmend und zerstörend entgegen trat.

Die Leitung des Festes war einer Italienerin, Ambroselli, unter Oberaufsicht des Hofmarschalls von Kestern übertragen.

Die letzten zwei Tage vor dem Balle war die feine Welt der Residenz in furchtbarer Aufregung. Die Damen und Herren von der Nadel waren gesucht wie nie. Schon früher erwähnt — erst in den letzten Tagen entschlossen hatten, der Einladung des Hofes nachzukommen, fanden in Stuttgart keine kunstverständigen Hände mehr, welche die Maskenanzüge in so kurzer Zeit fertig machen konnten, und das nahe Ludwigsburg — das württembergische Versailles — mußte seine verfügbaren Kräfte an die Residenz abgeben. Um dem fühlbaren Mangel an Frisuren abzuhefen, — eine kunstreiche Damenfrisur jener Periode erforderte zur Herstellung einen Zeitaufwand von mehreren Stunden — mußten sogar, so unglaublich es auch klingen mag, außer den zahlreichen französischen Windbeuteln, welche dieses Fach in Stuttgart trotz des Zunftzwanges frei und ungehindert neben den erbgefeßenen „Perruquiers“ ausübten — noch ausländische Haarünstler berufen werden. Der feuchende Vorstand der Perrückenmachervereinigung mußte diese flagrante Verletzung des alten heiligen Privilegiums diesmal ertragen, da ihren — der Zunft — Wünschen um Abschaffung der vielen fremden Concurrenten, wie sich die Erledigung ausdrückte, „diesmal durchaus nicht contentirt werden könne, weil einheimischen Kräfte dem Bedarfe nicht ausreichen; — daß aber, sobald die Fremden nicht nötig, diesen die unbefugte Ausübung ihres Gewerbes unter Androhung der gesetzlichen strengen Strafen allen Ernstes verboten und die Privilegien und Rechte der Zunft kräftig geschützt werden sollten“.

Der von so vielen jungen hochklopfen-

den Mädchen- und Frauenherzen ersehnte Abend war angebrochen. Mit je mehr Opfern an Geld und Mühe man den Besuch des Festes erkaufte, um so straffer war die Erwartung gespannt, um so höher die Hoffnung auf einen seltenen Genuß erregt. Zwar gehörten unter der Regierung des lebenslustigen Carl Alexanders und seiner noch lebenslustigeren Gemahlin, Maria Auguste, Feste, Bälle, italienische Nächte nicht zu den Seltenheiten, aber das heutige Maskenfest sollte alles bisher Dagewesene an Glanz und Herrlichkeit überstrahlen!

Wagen an Wagen rollte vor das Theater. Eine unzählige Volksmasse hatte den Platz vor dem Theater angefüllt, um — wenn sie auch nicht Antheil an dem Feste nehmen konnte, doch wenn möglich den Fuß und die Costüme der Fahrenden zu bewundern. Als dies der Volksmenge durch die rasche Fahrt und bei den geschlossenen Wagen unmöglich wurde, entschlossen sich die neugierigen Stuttgarter endlich, die Ankunft des Hofes, die auf neun Uhr angesagt war, abzuwarten und vorläufig die herrlichen Equipagen und reichgeschmückten Vorreiter zu bewundern. Es war dies bei der verschwenderischen Beleuchtung leicht möglich. In den von dem Schlosse — das sich damals noch am Ende der Stadt befand — zum Theater führenden Straßen waren außer zahlreichen Oellampen auch herzogliche Lakaien und städtische Diener mit Fackeln aufgestellt, und in eisernen Pfannen prasselten lustig weithin — ein allerdings röthliches Licht verbreitend — zahlreiche Fackelbäume. Die Ordnung aufrecht und die benachbarten Straßen des Theatergebäudes waren an diesem Abende für alle anderen Wagen als jene, welche zum Feste fuhrten, abgesperrt.

Der Saal war durch eine Anzahl von Kronleuchtern tageshell erleuchtet, und das Licht derselben reflektirte hundertfach aus den goldumrahmten Trumeaux, welche die mit rothen Tapeten beleiteten Wände schmückten. An dem oberen Ende des Saales war eine gallerieartige Estrade errichtet, zu welcher einige mit türkischen Teppichen belegte Stufen hinaufführten. Auf derselben standen zwei für den Herzog und dessen Gemahlin bestimmte Thronstühle. Ein Theil des Saales war in eine Art Orangerie umgewandelt. Das Orchester, zum Theil aus italienischen Musikern bestehend, war auf einer, aus mehreren Logen gebildeten Gallerie placirt. Der Saal war, wie schon erwähnt, durch eine dünne Schnur in zwei Theile geschnitten und die geladenen Gäste erwarteten in höchster Spannung die Ankunft des herzoglichen Paares und seines Hofstaates. Die Physiognomie des Saales unterschied sich wesentlich in seinen beiden Abtheilungen. Die für Bürgerliche und Beamte niederer Kategorie bestimmte hatte sich zeitlich und rasch gefüllt. Jeder hatte vorschriftsmäßig in Mäcke und Costüm zu erscheinen, aber die minder bemittelten Beamten, die Bürger und deren weiblichen Familienglieder hatten es sich darin bequem

gemacht und mancher schwarzwälder Bauernrock und manches Costüm schwarzwälder Bäuerinnen — das die hübschen lebensfrischen Bürgermädchen vortrefflich fleidete — war nicht das Kunstwerk eines Stuttgarter Maskenschneiders, sondern der Nadel eines ehrlichen schwarzwälder Dorfschneiders entflammt, war einem befreundeten Bauernsmanne, oder gar einer zierlichen Magd entlehnt, war echtes Original. Alle trugen Halb- oder Ganzmasken. Die Besitzer wohlgerundeter, mit hübschen Grübchen versehenen Kinne und Bäckchen hatten eine besondere Vorliebe für die Halbmaske geäußert. In diesen Räumen sah man vorwiegend einfache Costüme, den italienischen Doktor, zu dessen schwarzem Sommerrock das gewöhnliche Bürgerkleid leicht adoptirt werden konnte, den Tiroler und andere ohne große Kosten zu beschaffende Costüme. — Dagegen glänzte es in dem oberen Theile des Saales von prachtvollen Toiletten. Die Vertreter der fremden Mächte, der einheimische Adel, die hohen Beamten des Landes waren in überaus reicher Kleidung erschienen, und sogar an den Gewändern der Herren glänzten als Knöpfe, an den Wärmern als Putagrassen und wo sie nur immer anzubringen waren, Edelsteine von hohem Werthe. Die Toiletten der Damen aber waren entzückend, diese, die Damen, in des Wortes wahrster, ursprünglicher Bedeutung — reizend. Turmhöhe, kunstreiche Frisuren standen den maskirten Gesichtern, aus denen Augen voll Lust und Feuer sprühten, vortrefflich. Im oberen Theile hatten namentlich die schönen

An der ersten Anforderung eines modellbedürftigen Bildhauers völlig genügt. Während die hübschen Gesichter vorläufig — um Mitternacht mußten sich alle Anwesenden demaskiren — ganz oder halb verhüllt blieben, waren Hals, Nacken, Busen, Arme fast vollkommen bloß, und die meisten Damen hatten als Bekleidung der Büste ein Anstandsäckchen, das diesen Namen aber keinesfalls verdiente und, auf den richtigen Begriff zurückgeführt, nichts Anderes war, als eine schmale, seidene Spange, welche, die Taille eng umschlingend, das Seidene, zumeist auch von einer Flortwolke überhauchte Unterkleid festhielt. Alle Damen hatten durchsichtige Flortshawls übergeworfen, aber diese verhüllten nichts, und die Schönen ließen auch diesen langsam herabsinken und faßten sie scharpenartig unter der Taille zusammen, oder gaben sie den galanten Herren, die sie am Arme führten, zu tragen.

Die bunte Gesellschaft durchzog, theils flüsternd, theils laut sprechend, intreguirend, lachend, scherzend den weiten Raum. Um neun Uhr erschien am oberen Ende des Saales der Hofmarschall und kündigte an, daß die allerhöchsten Herrschaften in Begleitung einiger Mitglieder des Herzogshauses mit ihrer Cortege soeben das herzogliche Schloß verlassen haben und voraussichtlich in zwanzig Minuten anlangen würden. Es trat ein Moment der Stille ein. Der Hofmarschall, unter Vorantritt des Direktors Ambroselli, der

ganz schwarz gekleidet, weiß behandschuht, in jeder Hand einen dreiarmligen silbernen Leuchter mit brennenden Wachskerzen trug, erwartete die allerhöchsten Herrschaften am Portale. Ein Trompetentusch kündigte bald darauf das Anlangen derselben am Thore des Theatergebäudes an. Ein erwartungsvolles Schweigen legte sich fast bedrückend über alle Anwesende. Zwei Pagen öffnete die Mittelthüre des großen Saales, der Hofmarschall schritt ehrerbietig in der gewohnten Weise des Hofes, wo man den Rücken der Seite und nicht dem Nachfolgenden zuwendet, voran und ihm folgten, um bei dem Stile des Hofes zu bleiben, die allerhöchsten und höchsten Herrschaften.

Das erste Paar bildete der Herzog und seine Gemahlin, beide in herrlichem Costüme. Der Herzog Carl Alexander hatte die seiner hohen Gestalt passende spanische Mittertracht gewählt, die es ihm möglich machte, die Waffe, die der Kriegsheld auch im Ballsaale nicht gerne missen möchte, — also diesmal den langen Stoßdegen — zu behalten. Der Herzog war nur costümiert, nicht maskirt. Die Herzogin, Maria Auguste, hatte eine ihre Reize hervorhebende Toilette gemacht. Ein enganschließendes Leibchen von lilafarbiger Seide ließ Busen und Nacken frei; ein bunter, kurzer Unterrock — sie hatte die Tracht einer tiroler Bäuerin gewählt — ließ ein paar kleine, feine Kinderfüße, die in braunen, goldbedruckten Strümpfen stachen, sehen. Die thüringische Frisur ihres überaus schönen braunen Haars war der Tracht der Bäuerinnen entsprechend, ungepudert und von einem nettschen Tirolerhütchen gekrönt. Auf diesem blühte als Schnalle ein Brillant, eine herrliche Kaiserfeder war mit Diamanten besetzt. Die Haare waren mit Perlen Schnüren durchflochten an dem Hals, in das weit ausgeschüttelte Leibchen hinab, hing ein reich mit Perlen und Edelsteinen geschmücktes Kreuz, und auch der Gürtel, welcher das Kleid an der Taille umschloß, war mit einer Brillantschnalle versehen.

Die Herzogin war, wie wir schon erzählt haben, eine mittelgroße, sehr schöne Dame, sie war wie der Herzog unmaskirt. Das zweite Paar — der Herr wurde, da er nur eine Halbmaske trug, in diesen Kreisen sofort erkannt — war der Herzog von Württemberg-Neustadt, der es für nöthig gehalten hatte, wieder an dem Hofe seines Vaters zu erscheinen und sein gutes Einvernehmen mit dem Herzoge zu zeigen — und seine Dame, eine wundervolle Gestalt. Der Herzog von Neustadt trug das Costüm eines Jägers, die Dame, seine uns schon bekannte intime Freundin, Leonore Lodingen, jenes einer Spanierin. Ihr Gesicht, aus dem zwei Gluthaugen herausfordernd umherblickten, war mit einer Sammetmaske bedeckt. — Noch unter dem letzten Herzog, noch unter Eberhard Ludwig, wo die Grävenitz als Maitresse en tete herrschte, hatte es ein Prinz des Hauses wagen können, mit seiner Favorite auf einem öffentlichen Balle des regierenden Herrn zu erscheinen. So viel

Anschuldigungen man auch gegen den Herzog Carl Alexander gerechter- oder ungerechterweise erhob, Niemand wagte zu behaupten, daß unter seiner Regierung ein Weib als seine Maitresse bezeichnet worden, daß eine solche das Land beherrschen und unterdrücken konnte, — und Leonore von Lodingen mußte, so gerne sie auch dem Beispiele der regierenden Frau nachgeahmt und mit unhülltem Antlitz erschienen wäre, dieses unter der Maske bergen. In dem engen Cirkel zu dem Souper, zu dem die Creme der anwesenden Gesellschaft vom Herzog durch den Hofmarschall befohlen wurde, herrschte dann weiter kein Zwang. Das dritte Paar bildete ein hochgewachsener, entsetzlich langer Mann mit einem lebergelben verlebten Gesichte, in den beginnenden vierzig, in Matrosenkleidung und einer viertel Maske mit seiner Dame. —

„Ah! ein seltener Gast in Stuttgart, Prinz Carl Friedrich von Württemberg-Deß“, ging es flüsternd durch die Reihen des Adels, „und das herrliche, dichtverschleierte Weib an seiner Seite, wer ist die?“ frug man. „Das ist Leonore Bentingen, seine jüngste, theuer bezahlte Eroberung, seine Odaleste“, antwortete man. Diese, im Costüme einer Türkin, hatte, dem Charakter ihrer Maske entsprechend, ihr Gesicht mit einem kostbaren, durch eine Brillantgraffe unter dem Kinne zusammengehaltenen Schleier, der die Stirne und zwei brennende, glühende Strahlen entfernende schwarz. Augen frei ließ, verhüllt. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen. Die beiden Prinzen waren, von gleichen Absichten geleitet, gleichzeitig in der Hauptstadt erschienen. Beide wollten — wie das selbstverständlich voraussetzen war — eine Einladung zu dem Feste, von dessen feenhafter Herrlichkeit Gerüchte durch das ganze Land verbreitet waren, erhalten. Beide wollten, je schuldiger sie sich dem Herzoge gegenüber fühlten, desto eifriger ihre Freundschaft, ihr gutes Einvernehmen zu dem Chef des Hauses beweisen. Beide lagen in der Hand des regierenden Herzogs von Württemberg. Beide bezogen Apanagen vom Hofe und Staate, die bei triftigen Gründen jederzeit eingezogen werden könnten, und hätte dies die lieberlichen Prinzen, die mehr verausgabten als das Einkommen ihres kleinen Ländchen betrug, in große Verlegenheit versetzt. Beide wünschten von dem Herzoge für den Fall seines frühzeitigen Ablebens als Landes-Administratoren bestellt zu werden, aber keiner von dem beiden wußte, daß er den andern bei den gemeinschaftlichen Vetter, dem regierenden Herzog von Württemberg, als Gast finden würde. Es hätte dieses allerdings keinen der beiden Prinzen abgehalten zu kommen, aber Leonore Bentingen hätte es wohl vermieden, in ihrer allgemein bekannten, offen zur Schau getragenen Stellung zum Herzog von Deß ihrer Tochter gegenüber zu treten. Die Mitglieder des herzoglichen Hauses und die obersten Staatsbeamten waren eingeladen worden, sich im Residenzschlosse am Ballabende zu versammeln und in den herzog-

lichen Equipagen sich dem Fürstenpaare anschließend in's Theater zu fahren. Die beiden Frauen — die leichten Masken hinderten unter diesen Verhältnissen selbstredend nicht am sofortigen Erkennen — waren beim ersten Anblick betreten gewesen. Die Tochter, die zur Entschuldigung eines von den lagen Maximen des verderbten Zeitalters tolerirten Lebenswandels überdies ihre Jugend anführen konnte, faßte sich leichter. Leonore, die Mutter, in einem Alter stehend, wo feurige Sinnlichkeit wohl noch mit voller Leidenschaftlichkeit das heiße Blut in wilde Wallung bringen kann, wo aber diese weniger Vertheidiger findet, war am Arme des Herzogs Carl Friedrich zuerst wortlos der — ihrer Mutter würdigen — Tochter gegenüber gestanden, aber bald hatte die grenzenlose Niedrigkeit ihrer Seele und sogar das lüthne Auftreten ihrer Tochter sie rasch ihre Haltung wieder finden lassen, und es geschah sogar das Ungeheuerliche, daß sie die Stellung ihrer Tochter bei dem — dem Herzoge näher verwandten und diesen der Erreichung des Thrones und der Macht näherstehenden Prinzen beneidete, und daß sie es schmerzlich empfand, dem näheren Verwandten des regierenden Herzogs und seiner Dame, ihrer Tochter, den Vortritt zu lassen. Das vierte Paar — der Herr in der einfachen Maske eines italienischen Doktors und die schlanke, anmuthige Dame in der Tracht einer italienischen Bäuerin — wurden durch ihre Gestalt dadurch, daß die Halblangen einen Thail des Gesichts frei ließen, ganz besonders aber dadurch, daß sie sich unmittelbar den Mitgliedern der herzoglichen Familie anschlossen und vor dem Minister Oppenheim und seiner Dame den Vortritt hatten, als hohe Gäste, daher als Freiherr Harms, österreichischer Gesandte, und seine Gemahlin erkannt. Dann folgte Minister Oppenheim. Derselbe trat erhobenen Hauptes in reich galonirtem Kleide, das kaum als Costume gelten konnte, und dem Beispiele des Herzogs folgend, unmaskirt mit einer hohen Gestalt am Arme in den Saal. Die Dame trug ein weißes Atlas-Unterkleid, über das eine Tüllwolke, mit Goldsternen geschmückt, schwebte, ein rosa Seiden-Leibchen, das ziemlich hoch reichend doch die wundervollen schwellenden Formen nicht zu verbergen vermochte, aber nichts als die Spitzen der blendend weißen Schultern sehen ließ. Das Gesicht der Dame war durch eine dichte Flormaske verhüllt, aber die köstlichen Körperformen, das prachtvolle tief-schwarze Haar, das, im Gegensatz zu den thurm hohen Frisuren der Andern so einfach als es die reiche Fülle gestattete, in einen kunstlosen Knoten geflochten und von einer kostbaren Brillantnadel festgehalten war, die anmuthige Haltung ließen bei allen Anwesenden nicht einen Moment einen Zweifel darüber, daß das Antlitz mit dem reizenden Körper in Uebereinstimmung und den entzückenden Eindruck, den die herrliche Gestalt hervorrief, vervollständigen mußte. Ein Flüstern Befriedigung suchender Neugierde durchrauschte den Saal, aber Niemand ahnte, wer die Dame am Arme des Ministers sein

mochte. — Den Schluß bildete ein breites, vierschrötiges Paar, Herr und Dame maskirt, dieser als deutscher Ordensritter, jene als Nonne. Auch diese wurden sofort erkannt — General Remchingen und seine Gemahlin.

Ein lärmender Trompetentusch ertönte, als das herzogliche Paar erschien, und das Publikum brach in den donnernden Ruf aus: „Hoch unserem gnädigsten Herzog, unserer gnädigsten Herzogin. Vivat dem Helben Carl Alexander, dem Sieger von Malplaquet und Belgrad!“ und der Herzog, welcher trotz seiner soldatischen Verheerung der Schmeichelei nicht unzugänglich war, grüßte huldvoll nach allen Seiten, während die Herzogin, sich gleichfalls verneigend, Allen freundlich zulächelte. Das Herrscherpaar stieg die Stufen zu der Estrade empor und setzte sich nieder. Der Hofmarschall von Kallert trat vor und auf ein Zeichen des Herzogs begann das Fest. Es war eine eigenthümliche Sitte in Stuttgart, daß derartige Bälle damit eröffnet wurden, daß französische und italienische Tänzerinnen mit einem Ballette begannen und — wohl ganz überflüssig — die Lust zum Tanze bei den geladenen Gästen erwecken sollten. Der Hofmarschall klopfte leicht mit dem weißen Ceremonienstab, und aus einer Seitenthüre strömten und wirbelten zwölf Tänzerinnen, die Hälfte als Ganyeden, die andere als Heben gekleidet, und führten auf dem vor den hohen Herrschaften freigelassenen Raum einen sinnbetreffenden Tanz aus. — einen Tanz, den wir nicht zu schildern versuchen, den sich die Fantasie jedes lieben Lesers, jeder freundlichen Leserin beliebig auszubilden vermag. Die Tänzerinnen hatten sich zum Schlusse, unter dem Emporflattern der kurzen Röcke, wie ein gepeitschter Kreisel das letztemal um sich selbst und um ihre Kolleginnen herumgewirbelt, sich unendlich tief vor dem Herzog verbeugt und verschwanden durch die Pforte, durch welche sie gekommen. — Der Herzog erhob sich und machte langsam einen Gang durch den Saal, dabei das scheinbare Incognito aller Jener ehrend, die er kannte, und sich nicht einmal die überflüssige Mühe nahmen, ihre Stimmen zu verändern. Er war einige Schritte gegangen, als ihn Jemand leicht am Armel seines Wamses zupfte. Er wandte sich um, eine Dame in der Maske einer Spanierin stand hinter ihm. Er erkannte sie sofort als Dame des Prinzen Carl Rudolf, als Leonore von Lodingen.

(Fortsetzung folgt.)

Frühere Nummern der „Deborah“, vom Beginne des Romanes: „Ein deutscher Minister“ an, können an neue Abonnenten, sowie Alle, welche solche wünschen, gesandt werden.

Lokales.

Herr Rabbiner Max Heller von Chicago predigt morgen im Vene-Tempel. Freie Sitze für Alle.

Die Deborah.

Herausgegeben von
The BLOCH Publishing and Printing Company.
45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,
Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 2. Juni 1886.

„Die Deborah“ erscheint wöchentlich, als
Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der
Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exem-
plare verlangen, mögen gef. die Nummer oder
das Datum der Ausgabe der gewünschten Blät-
ter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es
uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir
schicken sollen.

Subscriptionpreis:

Die Deborah	\$2 00
„nach Europa	2 50
„American Israelite“	4 00
Sabbath Visitor	1 50
Die Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00
Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.	

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesanzeigen, jede	1 00
Raten für sonstige Anzeigen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.	

Die Rabbinerconferenz ist aufgeschoben,
aber nicht aufgehoben, sie wird zur ge-
eigneten Zeit ihre Aufgabe aufnehmen
und zu lösen suchen. Die Ursachen, die
zu diesem Resultate führten, sind der
Tod des seligen James R. Guthrie, die
Vorgänge in St. Louis, das
Eingehen des „Reformen“ in New York,
die Jaghaftigkeit einiger, den einmal
aufgenommenen Kampf fortzusetzen, und
die Furcht vor der Hitze in Cincinnati im
ersten Sommermonat. Wie vielfach und
tristig die Gründe, für den Aufschub der
Conferenz sein mögen, die Sache hat da-
durch nichts gewonnen. Das Publikum
sowohl wie die Betheiligten werden durch
solches Aufschieben in ihrem Vertrauen
nicht bekräftigt.

Letzte Woche fand das elfte jährliche
Examen im Hebrew Union College, Cin-
cinnati, statt. Die von dem Council
der Union ernannte Prüfungscommission
bestand dieses Jahr aus den Herrn Rab-
binern Schwab aus St. Joseph, Sale
aus Chicago und Spitz aus St. Louis.
Diese pflichtgetreuen Herren saßen von
Montag bis Freitag inclusive jeden Tag
sechs Stunden auf ihrem Posten und exa-
minirten jeden der dreihundert und drei-
ßig Studenten in jedem Lehrgegenstande, der
während des verflossenen Schuljahres im
College behandelt wurde. Die Prüfung
war gründlich und umfassend. Es wur-
de geprüft in Thora mit Targumim
Mishna mit Bartenurah, Talmud mit
Raschi und Tosephoth, Casuisten, Mi-
draschim und rabbinischen Commentarien;
ferner in den Quellen der jüdischen Phi-
losofie, besonders nach Saadia, Bachai,
Judah Halevy, Maimonides und Albo;
hebräische, aramäische und syrische Gra-
matik (Arabisch wird auf der Universität
gelehrt), Geschichte, Literaturgeschichte
und Homiletik. Fünf Schüler von den
Präparandinnen erhielten Chabarzeugnisse

nämlich *חבר ראצרי בני ישראל*, welches
sie zum Eintritt in die obere Abtheilung
des College berechtigt, und drei Studen-
ten erhielten das Rabbinats-Zeugniß
הוראת הוראה darunter auch ein ehemali-
ger Schüler vom Hildersheim'schen Semi-
nar in Berlin. Das Publikum, die Da-
men eingeschlossen, nahm regen Antheil
an der Prüfung während der ganzen Wo-
che und war besonders stark vertreten
Freitagabend im Bene Jeschurun Tempel
bei der Ordinationsfeier. Es waren an-
zweihundert Personen im Tempel, den
feierlichen Act mit zu genießen. Herr
Dr. Wolfenstein, Superintendent des
Waisenhauses in Cleveland fungirte als
Laureatsredner und erledigte sich dieser
Aufgabe mit Glanz und Würde. Das
Resultat der Prüfung wird von den
Examinatoren an den Vorstand berichtet
und wir wollen denselben nicht vor-
greifen. Als beständiger Augenzeuge
der Prüfung, drängte sich uns die Ueber-
zeugung auf, daß in keiner ähnlichen An-
stalt in Europa die Wissenschaft des Ju-
denthums gründlich und methodischer be-
handelt wird als im Hebrew Union
College. Das Hand in Hand Gehen der
theologischen mit der academischen Bil-
dung weckt die Geister, bildet den Ver-
stand und reift die Vernunft zum selbst-
ständigen Denken. Die elfte Jahres-
prüfung im H. U. C. hat abermals be-
wiesen, daß das Unmöglichstcheinende,
aus der amerikanischen Jugend Jünger
der jüdischen Wissenschaft heranzubilden,
zur unfehlbaren Realität geworden ist.
Es *למדנו רבותא* im jüdischen Geiste
und wird auch in Amerika leben, solange
es Juden giebt.

Herr Dr. Hahn aus Cleveland schreibt
uns persönlich und Herr Dr. Samuel
Hirsch aus Philadelphia schreibt an die
Conferenz, daß sie mit unserer Ansicht
über das Aufheben der Proselytenbeschei-
digung übereinstimmen. Da Dr. Felsen-
thal von Chicago sich vor mehreren Jah-
ren schon in einer Monographie über
diesen Gegenstand für die Abschaffung
der genannten Ceremonie für erwach-
sene Proselyten ausgesprochen hat, folg-
lich sind nebst Uriah di Modena und dem
seligen Dr. Abraham Geiger vier sicher-
lich für die Abschaffung. Wir haben
keine Gelegenheit gehabt, zu ermitteln,
wie viele dagegen sind und aus welchen
Gründen sie dagegen sind, man hat sich
von gegnerischer Seite über diese Frage
nicht ausgesprochen. Solange jedoch die
Frage nicht von einer Rabbinerconferenz
oder von einer Synode erledigt ist, müs-
sen wir in der Praxis das bestehende
rabbinische Gesetz als bestehend und be-
stimmend betrachten, da wir in allen all-
gemeinen Anordnungen als Norm fest-
halten *בית דין יכול כבשר רבירי ביד חבירו*.

In den beiden Tempeln in Cincinnati
predigten letzten Samstag: Herr Dr. Sale
aus Chicago im Bene Jeschurun und
Herr Dr. Schwab aus St. Joseph im
Bene Israel Tempel vor sehr zahlreichen
Gemeinden. Der diesen Predigern vor-
ausgegangene Ruf lockte Viele in die

Gotteshäuser und Alle gingen befriedigt
nach Hause, denn die Reden waren ge-
diegen, schön und erbauend.

Daß Herr Rabbiner Joseph Krauskopf
in Kansas City das Verlegen des Sab-
bath auf Sonntag in einer Predigt in
Vorschlag gebracht haben soll, wie in ei-
ner lokalen Zeitung behauptet wird,
glauben wir ebensowenig als wir daran
glauben, daß Dr. Sonnenschein zum
Unitarianismus übergehen wollte. Gra-
virende Anklagen, die einen Rabbi zum
כורר התורה machen, müssen
doch auf ganz andere als die vorliegenden
Zeugnisse begründet sein.

Montag-Plaudereien

von
H. Zirndorf.

XXXV.

[Die Hebrew Union College = Woche.]

28. Juni 1886.

Diese Woche war dem Hebrew Union
College fast vorzugsweise gewidmet: in
unserer Rabbiner-Pflanzschule wurde zum
elften Male die Jahresprüfung und
Schlußfeier abgehalten. Eine Anstalt
von solcher Tragweite und Nützlichkeit,
welche durch die wechselnden Schickun-
gen von elf Jahresringen gewandert ist,
welche dergestalt die planetarische Zahl
der Ptolomäischen Systeme erreicht hat,
kann in der That als in hohem Grade
zukunftsfruchtig begrüßt werden. Von ihr
darf behauptet werden, daß sie gleichsam
die Kinderkrankheiten überwunden hat
und sich nunmehr dem Ernste und der
Würdigkeit der männlichen Jahre nähert.

Dennoch hat es mich einige Ueberwin-
dung gekostet, die Thaten und Gescheh-
nisse dieses ehrenfesten Hauses der Per-
spektive meines Plauderwinkels zu unter-
ziehen. Denn bin ich nicht selbst ein
verschwindend kleiner Theil dieses Lehr-
hauses? und kann man von Dingen mi
Unbefangenheit reden, die so tiefgehend
mit unserer Lebens- und Geistesökonomie
verknüpft sind? Dieses Bedenken hat
indess vor einer sorgfältigen Betrach-
tungsweise nicht lange Stich halten könn-
nen. Es ist ja am Ende gleichgültig,
wer in diesen Schulzimmern die Ge-
schichte lehrt und die israelitische Klio
mit vertritt; wichtig aber ist es in der
That, daß des College's Wesen und
Thun in einer größeren Reihe von Skiz-
zen und Besprechungen nicht übergangen
werde.

Das College hat ein ernstes und in
vielen Stücken schweres Jahr durchge-
macht: ein Jahr des Hochwassers und
der hochgehenden Sturmfluthen in mensch-
lichen Entwürfen und Plänen, aber auch
ein Jahr der Trockenheit und fargenden
Menschenliebe. Es war dabei mehr als
in einem Sinne ein Jahr des Parteigeg-
ganges und der ungestümen Thaten-
thätigkeit; allein gearbeitet und gestrebt
wurde dabei doch mit ruhigem Lehrer-
und Schülerfleiß, und mit um so feste-
rer Willenskraft, als es beinahe schien,
als sollte der jüdischen Wissenschaft drau-

ßen in der zweiten Welt ein Bruch- und
Feierjahr beschieden sein, und als gälte
es, sich gegen diese Strömung des Indif-
ferentismus mit erzener Berufstreue zu
waffnen.

Und so kam die Prüfungswoche heran,
und drei Männer von anerkannter Kom-
petenz und Tüchtigkeit, die Doctoren
Sale von Chicago, Schwab von
St. Joseph und Spitz von St. Louis
waren gekommen, um als Prüfungskom-
missionäre von den erzielten Resultaten Ein-
sicht zu nehmen. Geprüft wurde sehr
bestimmt und eingehend vom 22. bis zum
25. Juni, nicht in einer schablonenmäßig
oberflächlichen Weise, sondern mit sichten-
der Kritik und genauester Feststellung des
bei den Schülern erzielten Maßes von
Begriffs Klarheit und wirklichem Wissen.
Der Lehrkörper besteht bekanntlich außer
dem Präsidenten, Dr. Wise, aus den
Professoren Mielziner, Mann-
heimer, Davidson, Feldmann
und meiner Benigkeit; und das Pro-
gramm ist so bemessen, daß man während
eines viertägigen Examens so zu sagen
eine Parforce-Promenade durch die bun-
ten Gesilde der jüdischen Theologie und
Wissenschaft anstellt. Man verweilt
nicht lange genug, um in die Tiefen und
inneren Feinheiten des Ascheri und Al-
fasi einen Blick thun zu können; allein
Maimonides, Albo, die Tanaim und
Amoraim, die aramäische Welt, die Bibel
und ihre geharnischten Kommentatoren,
dazu die Geschichte und der ganze Schrift-
schatz und die Beurkundung so vieler
Theorien und Freuden und himmel-
strebenden Hoffnungen: das alles passiert
vor uns Revue und füllt den Geist des
Betrachtenden mit welttiefen Gedanken
und herzerhebenden Erinnerungen.

Der Art und Bedeutung dieser Schluß-
handlung entspricht denn auch die lebhaft
Szene, die sich in unserem Lehrhause an
diesen Tagen abzuspielen pflegt. Unsere
zahlreichen Freunde aus der Stadt und
vom Lande, von denen viele sich mit einer
unerklärlichen Schüchternheit während
des Schuljahres von uns ferngehalten
haben, — zwar ganz ohne Besuch sind
wir niemals — sie nähern sich uns zu
dieser Zeit mit allen Zeichen sinnigen
Antheils.

Ein animirtes Wogen und Trängen
von Einheimischen und Fremden belebt
die Räume des wohlbekannten Hauses in
der Sechsten Straße. Ich möchte wissen,
was die bis zur Schlaflosigkeit stille Nach-
barschaft — eine Art begrabirter West-
ende oder ein durch Bahnhofsruf und Fa-
brikrauch entthrontes Saint Germain
verslossener Finanzlegitimisten — ich
möchte wissen, was die Anwohner bei
diesem Szenenwechsel und beständigen
Kommen und Gehen sich wohl gedacht
haben mögen.

Zwar an Leben und Rührigkeit hat es
dem Lehrhause auch im vergangenen Jah-
re nicht gefehlt. Als nämlich die Mau-
ern der McMichens-Universität durch Feu-
erwuth während einer stürmischen Herbst-
nacht unbewohnbar gemacht wurden, da
war es unser Beth-El-Amidrash, welches
der Cincinnati Alma Mater eine
gastliche Zuflucht bot.

Joseph Salomon Delmedigo.

(Schluß.)

Die meisten positiven Ergebnisse und anregenden Gedanken finden wir in seinen mathematischen und astronomischen Schriften, die aber dabei eine Fülle von Bemerkungen über alle Gebiete des allgemeinen und besonders des biblischen Schriftthums enthalten, welche so vertheilt sind, daß sie auf den Gang tiefer wissenschaftlicher Untersuchungen wie zur Erfrischung wahre Blüthen des Stils und der geistreichen Wendungen streuen. Alles in der Welt, schreibt er, alles habe Maß und Wohl, nur sind diese uns nicht faßbar, ebenso wie der Staub der Erde und die Sterne des Himmels eine Zahl haben, nur an uns liegt es, daß wir sie nicht zählen können, weil der Staub nicht in gleichen Haufen überall ist und die Sterne nicht alle wahrgenommen werden. So sprach auch der Herr zu Abraham von den Sternen: „Siehe, ob du sie zählen kannst!“ Nach der Mathematik war die Kabbala sein Lieblingsstudium. Aber auch hier zeigte es, daß die Mathematik ihn überall leitete. Alles in der großen Welt ist in seinen Augen ein großer gewaltiger Kreis, der Mittelpunkt dieses Kreises ist der Schöpfer, dem alle gleich fern, Alle gleich nahe stehen. Der Mensch ist ein Punkt im großen Kreise des Alles, sein sittlicher Werth und seine Tugenden sind die Linien, die die Richtung und das Verhältniß des Menschen bezeichnen zu dem Mittelpunkte der Schöpfung. Das Sichtbare ist nur ein Zeichen, daß Bleibendes da sei, wie der geschriebene Punkt andeuten will, wo wir den wirklichen zu suchen haben. So, wir möchten sagen, mathematisirte Delmedigo die Kabbala. „Kein Zweifel“, ruft er in seiner Schrift „die Allmacht des Herrn“ aus, „viele werden meine Ausführung für dreist und prahlerisch halten; allein ich mußte die Wunder Gottes verkünden. Gewiß, für den Menschen ist es besser, sich selbst und die Kammern seines Herzens zu kennen, als von den Höhen und Fernen draußen zu sprechen. Aber was soll ich mit diesem Auge machen, das immer hinauf sieht zu den Sternen? Seit meiner Jugend habe ich es als Pflicht des flüchtigen Menschen angesehen, eine Spur zurückzulassen, ein Zeichen, daß er dagesewesen sei.“

Von dem, was man ihm als Widerspruch anrechnet, muß alles ausscheiden, was auf spätere Handschriften sich stützt. Wenn einer in den unter seinen Auspicen gedruckten Werken ausgesprochenen Ansicht eine entgegengesetzte aus später aufgefundenen von einer fremden Hand stammenden Handschriften gegenübergestellt wird, so ist die Annahme einer Fälschung immerhin nicht unwahrscheinlicher, als daß ein Mann von unbefrübelter Bedeutung in einem Werke das hätte verspottet sollen, was er in einem anderen und noch dazu fast um dieselbe Zeit als heilig und ehrwürdig bezeichnet. Das trifft besonders in einer Frage zu, die für die Beurtheilung des ganzen Menschen Delmedigo von höchster Wichtigkeit ist. In seinen gedruckten Schriften verherrlichte er die Lehren des Talmud bei jeder Gelegenheit, während eine an einen Karäer fast um dieselbe Zeit gerichtete ausgezeichnete literar-historische Abhandlung „Michtab Achus“ eine Stelle enthält, die eine scharfe Verurtheilung des Talmud und eine Verherrlichung des Karäerthums auf Kosten des talmudischen Judenthums enthält. — Die Thatsache jedoch, daß die Handschrift, in der diese Abhandlung erhalten ist, von den Karäern stammt, mußte schon zur Vorsicht mahnen. — Die Mahnung zu dieser Vorsicht wurde auch bereits von keinem Geringeren als L. Zunz ausgesprochen. Seitdem haben wir erfahren, daß unter denjenigen, die in neuerer Zeit als Fälscher zur

„größeren Ehre“ ihres Glaubens enthüllt wurden, kein Bekenntniß mit einer größeren Anzahl vertreten ist als das Karäerthum. Die Annahme läge daher nahe, daß auch in unseren „Achus“ ein Karäer diese Verherrlichung seines Glaubens einfügte. Die Gelegenheit wäre auch geschickt gewählt. Joseph Salomo Delmedigo ist mit Karäern befreundet — er war es auch mit Christen und Mohamedanern — er schreibt einen Brief literar-historischen Inhalts an einen Karäer und schreibt diesem natürlich nur über Dinge, die diesen interessieren, also von Allem, nur nicht von Talmud und Midrasch u. dgl. — Und der Schreiber ist Josef Salomo Delmedigo, einer der gefeiertesten Männer der rabbinischen Judenheit. Dieser war gestorben. . . . Man fand manchen Widerspruch in seinen Schriften. Die Versuchung war für einen Karäer, der den Niedergang seiner Sekte sah, also zu groß, zu nahe, der Erfolg zu sicher und die Mühe gar so gering. Vier bis fünf Zeilen ungefähr im Stile Delmedigos zu schreiben, war doch nicht allzu schwer. — Alles war geschickt gewählt: Personen, Raum und Zeit. Nur die Ausführung war ungeschickt. Man denke: Im Schlusswort zu dem Theil der Abhandlung, der die mathematische Wissenschaft und Literatur bespricht, schreibt Delmedigo: „Jedes gute Buch lies von Anfang bis ans Ende und du erfassest seinen Standpunkt. Heil dem Menschen, der auf mich hört. Heil dem, dessen Begabung ihm das ermöglicht!“ Das sind doch Worte, die deutlich genug das Gepräge des Abschlusses an sich tragen. Und hier fügt sich die Stelle ein, die mit den Worten beginnt: „Es ist kein Bedürfnis für die Schriften der Gemara, es wäre denn bei einem, der ein Tana oder Amorä genannt sein wollte“ u. dgl. Und nach noch einigen Zeilen von derselben Geschmacklosigkeit beginnt die Abhandlung über — Sprachkunde.

Und als ob der Karäer in seinem Eifer die Zeugen seiner Fälschung nicht schon genug verrathen hätte, giebt er uns ahnungslos noch einen an, indem er nicht nur die Werthlosigkeit der Gemara, sondern auch die der Midraschim und der „agadischen Gleichnisse“ mit den geschmackvollen Worten, daß sie „wie die Flügel von Ameisen“ seien, sich von Delmedigo bescheinigen läßt. Nein, nur der fanatische Haß eines Karäers konnte diesen barbarischen Ausdruck als passende Bezeichnung aller der zarten Poesie in den Midraschim ansehen, und der Eifer ist so blind, eine solche Aeußerung in den Mund Delmedigos zu legen, der geradezu schwärmerisch entzückt ist von den Schönheiten des Midrasch, auch in dunkel klingenden Worten der Agada eine tiefe Weisheit ahnt und, um nur ein Beispiel anzuführen, einmal mitten in einleitenden astronomischen Ausführungen über die Unermeßlichkeit des Weltalls ausruft: „Daraus lerne dein Ohr neigen den Worten des Talmud und halte nicht für übertrieben, daß sie von dreihundert und zehn Welten reden, die der Herr seinen Lieblingen schuf.“ Es bleibt daher kein Zweifel, daß aus dem Verzeichniß der Widersprüche bei Delmedigo das Wichtigste zu streichen sei, und wir können noch bekräftigend hinweisen auf fast dreißig Jahre, die Joseph Salomo Delmedigo nach Abfassung aller seiner vorhandenen Schriften als treuer frommer Bekenner des Judenthums in Deutschland lebte und überall Gegenstand der Verehrung seitens der größten rabbinischen Autoritäten war.

In Frankfurt erlosch in ihm für längere Zeit die Wanderlust. Er fand den inneren Frieden im Familienglück, das ihm hier beschieden war, und in seiner ärztlichen Thätigkeit, die in der Gemeinde Anerkennung fand. Der innere Sturm war das Element, das ihn in jungen Jahren zum Schreiben getrieben hatte. Die Unruhe

hatte ihm die Feder geführt; sobald jene sich legte, fiel ihm diese aus der Hand. Er schreibt nicht mehr, wir hören von ihm nur, wenn Andere von ihm reden. Um das Jahr 1645 geht er nach Prag. Dort und in Worms, wo er wiederholt gesehen wurde, spricht man von ihm mit großer Verehrung. Und als er 1655 in Prag zur ewigen Ruhe einzieht, schreiben die Ueberlebenden, daß ein göttlicher Philosoph, ein mächtiger Heiler der Kranten in Joseph Salomon Delmedigo dahingegangen sei, der, „ein Gaon Israels“, die Gänge der Himmelsphaaren ebenso erforschte, wie die Tiefen des Lebens und der Thora.

Der Brand in Strij.

Von Nathan Samuëly.

Nun liegt es vor mir ein Trümmershaufen, mein herzliebes Strij, meine Geburtsstadt, mit der ich durch tausend Fäden verknüpft bin, in der ich die schönsten Jahre meiner Kindheit verträumt habe, wo die Gebeine aller derer ruhen, die mir so theuer waren, die Stätte, wo ich so viel gelacht und geweint, wo ich Eindrücke empfangen, die mich bis zu meiner letzten Stunde begleiten werden, und die wie Zauberschlammchen aus einer verklärten Welt vor mir aufstauen! Nun liegt dieses mir so theuere Strij mit seinen Thürmchen, seinen uralten Synagogen, Kirchen und seinen niedlichen, im Schweizerstil gebauten Häusern, die des Sommers aus Rosenwäldchen und buschigem Laube hervorlauchen, — es liegt vor mir, eine große, rauchende Ruine. Und die Bewohner, die lieben, guten Leute, ehrlich, wacker, handelsbesessenen, die durch ihre redliche Arbeit Vermögen erworben, die vor erst einer Stunde von Glück geträumt, sie sind jetzt Bettler, betaubt ihrer letzten Habe, viele von ihnen beraubt ihrer Frauen und Kinder, die unter dem Schutte als verkohlte Leichen liegen. —

Es ist schrecklich zu denken — diese ganze, furchtbare Katastrophe ist das Werk einer einzigen Stunde. . . . Und ich mußte sie mit eigenen Augen mitansehen, diese entsetzliche Verwüstung! Es war am Samstag, 18. April, in der ersten Nachmittagsstunde. Ich war in Strij zu Gast, wo ich so gern in der Erinnerung, die an jede Scholle gebannt ist, nochmals meine Kindesjahre durchlebe. Im Kreise von Verwandten und Bekannten befand ich mich im Hause meiner Großmutter, wo ich einst das Licht der Welt erblickte. Die Wohnung besteht aus einer Flucht weiter, herrlicher Gemächer, mit reich tapetirten Wänden, jede von einem großen, goldumrahmten Spiegel zur Hälfte bedeckt. Alles, was Geschmack und Reichthum bietet, füllt hier die Räume: Spiegel, Schränke voll Kostbarkeiten, Sammt und Seidengarnituren im Renaissancestil, silberne Wanduhren, die jede neue Stunde mit klingendem Spiele ankündigen, Kronleuchter, Krystallhängelampen — wohin nur das Auge schaut, Pracht und Comfort. Aber noch erinnere ich mich der Zeit — ungefähr dreißig Jahre sind dahin — daß es hier ganz anders aussah. Die Wände waren kahl und uneben, die Zimmerdecke bestand aus kreuz und quer gelegten Balken und die Einrichtung — ein plumper Eichentisch von rohgezimmerten Bänken umringt, dazu eine kleine Dellampe, ein grüngelblicher Wäscheschrank, eine buntbemalte Kiste und einige Zinggefäße, das war Alles. Da brach just im Jahre 1857 mitten in der Nacht ein verheerendes Feuer aus und äscherte fast alle Häuser der Stadt ein, meistens kleine, ärmliche Lehmhütten und auch dieses Haus, damals hier das größte, war ein Haub der Flammen geworden. Da zumal aber begann ein neuer Geist sich zu regen. Man sprach allgemein von gro-

ßen, gewaltigen Wagen, die ohne Pferde die Welt durchkreisen, von einem elektrischen Drath, mittelst welchem man von einer Weltdecke zur anderen spricht, und siehe, bevor ein halbes Jahr um war, erhoben sich nach und nach, wie ein Phönix aus der Asche, neue Prachtbauten, die dicht und immer dichter sich an einander reihten, und auch hier erstand aus dem Schutte ein neuer Prachtbau mit Facaden, Dachthürmchen, und schönen, herrlichen Gemächern, in welche Pracht und Herrlichkeit einzog. „Was Gott thut das ist wohlgethan“, pflegte immer mein strenggläubiger Großvater zu sagen. „Auch dieser Brand, den Gott über die Stadt geschickt, ist ein Segen und kein Fluch!“

Das war die zweite Epoche, die ich in dieser meiner Geburtsstadt mitangesehen habe. Dreißig Jahre sind seither vorüber!

Jetzt sitze ich nun wieder zu Gast in meinem Elternhause, umgeben von Jugendgenossen, im trauten Gespräche und in beseligender Stimmung. In allen anderen Häusern, auch in den ärmsten, herrscht wohl heute dieselbe Gemüthlichkeit, denn der liebe Frühling, das schöne Fest, soll ja in zwei Tagen einziehen. All die Häuschen sind zu Ehren dieses Gastes spiegelblank aufgebügelt, geschauert, gefäubert und weizubertumt. Durch alle Fenster sieht man das saftige, sprießende Grün des jungen Lenzes, und, wie hier, tanzt wohl überall der schädernbe Sonnenstrahl und glitzert und hüpfet und lacht, daß Einem das arme Herz voll wird, als hätte ein Stückchen Sonne sich hinein verirrt. . . .

Doch horch, mitten in unsere beseligende Stimmung tönt in diesem Augenblick vom Stadthurme ein unheimlicher Kling-Klang hinein — was bedeutet das? Einer aus der Gesellschaft verläßt das Zimmer, um nachzusehen.

„Am äußersten Ende der Stadt“, berichtet er, bald wieder ins Zimmer tretend, „brennt irgend wo ein Bauerhüppchen, — für die weite Umgebung ist keine Gefahr vorhanden, nur ist es auf einmal sehr windig geworden!“

Aber der dumpfe Kling-Klang läßt nicht nach, ja er wird von Minute zu Minute immer lauter und unheimlicher. Länger duldet es uns nicht im Zimmer, wir drängen hinaus.

In der Gasse ist es inzwischen rege geworden, der Klingplatz füllt sich immer mehr mit Menschen. Im weiten Umkreis jedoch ist keine Spur von Feuer zu sehen; aber der Wind pfeift und heult über die Straßen und treibt wilde Staubwolken auf, daß sich Einem eine Blende vor die Augen legt. Siehe, da plötzlich schießt es wie eine Feuerrakete durch die Luft, und bevor man es sich versieht, steht an der Ecke des Ringplatzes ein Haus in hellodernden Flammen. Die Windsbrant bläst und facht und treibt die Flammen hin und her, daß aus derselben Millionen Sterne emporfliegen, die sich nach verschiedenen Richtungen zerstreuen, und schon flackern auf hundert Häusern die Dächer, daß es knarrt und kracht, während ein dichter Qualm, die Augen blendend, zum flammenden Himmel emporsteigt. Ich eile zurück dem Hause zu, das ich erst vor einem Augenblick verlassen, aber o weh, aus den Fenstern speit ein Höllenfeuer heraus, und durch alle Ritzen und Thüren ergießen sich, wie Lavaflüsse, wildentfesselte Flammen. . . .

Das Geheul, das Gebrüll der verzweifelten Menge vermengt sich mit dem Gejuch und dem Geräusch der gefräßigen Furie des Elements, die mit gieriger Zunge um sich leckt und alles verzehrt. . . .

Seit einigen Minuten hört man kein Sturmgeläut mehr — der Stadthurm ist vom Feuer ergriffen. . . . Der hohe Thurm der Kirche flammt, eine wüste

Jackel, zum Himmel hinauf. Durch Thürren und alle Fenster lohet es wild hervor. Mit donnerndem Getöse stürzt der vom Feuer durchfressene Stadthurm zu Boden. — Ein Holzstoß in der Nähe geräth in Flammen. . .

Inzwischen tanzt zerstörungslustig das wilde Element über die Dächer der Ringhäusern und der Nebengasse hin und wächst und schwillt ein fürchterlicher Riese zu den Wolken empor.

„Rettung! Um des allbarmherzigen Gottes willen, Rettung, Rettung!“

Umsonst, Ihr Unglücklichen, Euer Schreien — hier giebt es keine Löschmannschaft. Dort, gespannt an einen faulen Gaul, schleicht sich langsam die bereits vermoderte Stadtprüge. . . Endlich steht sie vor einem der brennenden Häuser, — doch ehe sie einen Wassertropfen hervorbringt, erfährt sie die Riesenschlamm und im Nu ist sie selber ein verglimmender Aschenhaufen. . .

„Erbarmen! Erbarmen, Rettung! Um des Himmels Willen, Rettung!“

Sie stürzen, die Verzweifelten, jeder mit einer Kanne zum Brunnen, doch das fürchterliche Element war vorsichtiger als sie. — Es hat bereits früher das Gehäuse eines jeden Brunnens mit wüthender Gewalt erfasst, auch ist von einem Wassereimer nirgends mehr eine Spur zu sehen. . .

„Erbarmen! Erbarmen! Rettung!“

Dort stürzt ein junges Mädchen mit einem weißen Federbett auf dem Kopfe aus einem brennenden Hause. — Im Nu sieht man kein weißes Federbett mehr, sondern eine wirbelnde Flamme die heulend auf dem Boden sich herumwälzt und verglimmt.

„Rettung! Um des Himmels Willen, Rettung!“

Eine Frau mit aufgelösten Haaren und fliegenden Kleidern, eine Rasende, stürzt sich heulend in das bereits brennende Haus — ihre beiden Kinder sind dort zurückgelieben.

Die verwirrte Menge rennt durcheinander, jeder mit sich etwas forttragend. Manche retten unnütze Gegenstände, die sie in ihren Wehen für Schätze halten. Der eine hält mit beiden Händen ein Stückchen Brett fest, ein zweiter einen zerissenen Pantoffel und ein dritter ein zerbrochenes Tongefäß, und sie rennen betesselt die Straße herunter, schreiend und wehjammernd — wohin? Sie wissen es selber nicht. Die Kerkerthüren sind geöffnet — alle Strolche der Stadt gewinnen die Freiheit.

Es giebt Schlachthäuser — es giebt auch Brandhäuser. Dort rennt einer aus einem in Brand gerathenen Hause, — plötzlich fährt ein wuchtiger, betäubender Schlag ihm vor die Augen, und in demselben Augenblick war Uhr und Geldbörse — sein einziges Hab und Gut — ihm aus den Taschen verschwunden.

Eine Frau trägt mit sich eine Kiste Silber. Kaum hat sie mit derselben ein paar Schritte gethan, wirft sie eine unbekannte Hand auf's Angesicht zu Boden, und als sie sich aufrafft, war von der Kiste keine Spur mehr.

„Wer war es? . . .“ Um sie wogt und brandet es, eine verzweifelte, dahinstürzende Menschenmenge.

Der Wind raft, pfeift und heult eine wüste Musik und das wilde Element tanzt toll über Dächer, Thürme und Synagogenkuppel. . .

Wohin laufen? Wohin sich retten?

In allen Straßen, von allen Dächern lodern die Flammen hoch empor — es brennt der Himmel, die Luft, die Erde. Alle Dünghaufen bilden Feuerhügel, die wie Vulkane verheerende Gluthen ausströmen.

Wie eine reißende Lawine wälzt sich die brausende Menge dahin. Brennende Trümmerstücke, Asche, Asten fliegen wie Sturmvögel in der Luft. . .

Ist die zweite Mittagsstunde. Zi-

Sonne liegt hinter den Wolken versteckt, als wollte sie das schreckliche Schauspiel nicht länger ansehen, — der Mond tritt an dem verfinsterten Himmel hervor, voll und ganz, ein gespenstisches Aug', das von Oben auf das riesengroße Elend der armen Menschenkinder herabsieht.

Es ist wieder Windstille. Die wilde Bestie des Elementes hat ausgetobt. Sie hat heißhungerig Alles verschlungen, was zu verschlingen war. Wie von der großen Arbeit erschöpft, kauert sie dort lattgefressen zwischen Ruinen und Trümmern und verzehrt schraubend die letzten Ueberreste, die sie sich zum Dessert zurückgelassen.

Welch ein erstickender Dampf, welch penetranter Geruch von siedendem Zink, Messing, Zucker und verzehrten Menschenknochen. . . Die Stadt, so weit das Auge sehen kann, liegt da, eine rauchende, dampfende Ruine. — In kaum einer Stunde hat das wüthende Element sein großes Zerstörungswerk vollbracht.

O, die armen, die unglücklichen, die jammervollen Menschen!

Vor seinem in Schutt verwandelten Hause steht dort Einer. In seinem Gesicht ist ein Zug von Trost zu lesen. Wenn auch sein Herz verbrannt ist, — seine Familie ist gerettet, und auch sein großes, schwererworbenes Vermögen, es liegt dort wohlbehahrt in dem Kassetten, den er getroffen mitten in den Flammen zurückgelassen — er ist ja feuerfest. Jetzt hat er ihn vor sich. Er versucht ihn zu öffnen; doch es geht schwer, das Schloß hat sich verschoben. Doch kaum hat er geöffnet, da taumelt er erbläst zurück, — es dampft ihm Angebranntes entgegen, und Entsetzen — Juwelen, Schmucksachen, Werthpapiere, hunderte und tausende Banknoten, Alles ist verfohlt, fliegt als Asche empor.

Dort wieder rast ein Mann durch die Straßen, er stürzt von einem zum andern mit der hastigen Frage: „Mein Weib, meine beiden Kinder, haben Sie sie nicht gesehen?“ Niemand antwortet ihm, jeder ist mit sich beschäftigt. Und immer weiter stürzt er, immer hastiger und verzweifelter: „Mein Weib, meine beiden Kinder, wo findet man sie?“ O, der Ungeduldige! Man wird sie ja schon finden. — wenn man nur anfänge, den Schutt aufzurühren. —

Vor einem Hause liegt eine Frau todt. Sie ist, unbeachtet von den andern, auf der Gasse vor Entsetzen vom Schlage gerührt worden. . .

Vor dem verbrannten Hospitale liegen auf Betten die Kranken, die man beim Beginn des Brandes herausgerettet. Einige von ihnen rühren sich nicht mehr. Der Schreck hat ihren schwachen Lebensfaden zerrissen. . .

Die Menge rennt noch immer, sie weiß nicht wohin — sie rennt über verfohlte Leichen, die auf der Straße liegen, — doch wer hat Zeit, sich darum zu kümmern?

Durch die verwüstete Stadt ertönt in diesem Augenblick ein schriller Pfiff der Locomotive. Der Eisenbahnzug ist soeben angelangt und mit ihm Rettung — von der Nachbarstadt dreißig Löschmänner versehen mit Spritzschläuchen, Strickleitern und anderen Rettungsrequisiten. . . Etwas zu spät, meine guten Herren, das ungeduldige Element hat auf Euch nicht warten wollen, — es ist inzwischen mit seinem großen Zerstörungswerke fertig geworden. Aber einige Minuten später dampft wieder ein Zug ab und mit ihm vollbepackt ein urheimliches, wüstes Gefindel, die Brandhäuser, auch sie sind fertig.

Die Nacht bricht jäh heran, schwarz, doch lange nicht so düster und schwarz, wie es da unten in den Herzen der armen Menschenkinder ausieht. Da stehen sie in dichten Haufen die jammervollen Geschöpfe, die erst heute von Glück geträumt — Greise, Jünglinge, Männer und

Frauen. — Mütter mit Säuglingen an der Brust, alle verbannt von ihrem Herde, der zu einem Aschenhaufen geworden, alle entblößt ihres Vermögens, ihrer Kleider, ihrer Hoffnungen, alle ausgezehrt der Noth, dem Hunger, dem kalten Nachtwind. — Was werden sie jetzt anfangen, die armen Obdachlosen? Müssen diese Kinder, diese armen, unschuldigen Wurmchen in Noth und Elend verkommen?

Ich irrte zwischen den rauchenden Ruinen umher, und nun stehe ich wieder vor dem Elternhaus, wo ich erst heute so beseligende Stunden verlebt. Es ist eine Ruine. Aus dem Schutte glimmte es flimmernd hervor, wie Augen einer tödtlichen Schlange. Durch die verbrannten Oeffnungen, welche einst Fenster gewesen, starrt Grausen und Entsetzen. Alles, was ich hier seit meiner Kindheit verlebt, zieht nochmals an mir vorüber, alles Heitere und Traurige. Hier habe ich meine Eltern glücklich gesehen, hier sah ich sie auch sterben. Viele meiner Lieben verlobten sich, heiratheten hier, hier lachten, hier weinten sie, wie ich, hier erblickten viele von ihnen das Licht der Welt, und wie manches theuere Aug' sah ich schon hier im Tode brechen! Und dieses Haus selber, ich sah es schon einmal in Trümmern, ich sah es dann wieder erblühen, erstehen. — Jetzt liegt es wieder vor mir, ein Schutthaufen, eine Ruine. —

O, Du liebes, Du theures Elternhaus, bist Du jetzt schon dem Sterben geweiht, oder kommt noch über Dich eine neue, eine zweite Verjüngungsperiode?!

(Aus der „Allg. Ztg. d. Judenthums.“)

Die Jagd nach dem Glücke.

Es ist wahrlich kein ehrenvolles Zeugniß, sagte mein Freund zu mir auf einem Spaziergange, für unsre Zeit, daß sie sich als ein Spruch- und Antwortwort den „Kampf um's Dasein“ hat ausdrängen lassen. Dies ist ja doch nur ein Ausfluß der pessimistischen Naturwissenschaft und der pessimistischen Philosophie, die beide den Menschen dem Thiere gleichzustellen trachten. Denn Pflanze und Thier, das gebe ich zu, kämpfen den Kampf ums Dasein gegen die Elemente, gegen die Thiere und gegen den Hunger. Aber ein Blick auf das Thun und Lassen der Menschen, auf die Ziele, die sie sich stecken, auf die Zwecke, die sie verfolgen, zeigt doch hinlänglich, daß es sich bei den meisten von ihnen doch um etwas ganz Anderes handelt, als um den Kampf um's Dasein, d. h. um die Befriedigung der zum Dasein unmittelbar nothwendigen Bedürfnisse. Es gehören hierhin nicht einmal höhere Ziele und Zwecke; wer nach Reichtum strebt oder auch nur nach mehr Besitz als er nöthig hat, wer Ehre, Bereicherung seines Wissens und Könnens strebt ff., der geht weit über den Kampf ums Dasein hinaus. Dahingegen mache ich das in früheren Zeiten gültige Wort, der Jagd nach dem Glücke, oder nach einem Stück Glück, wieder geltend. Das ist wahr und das Menschen nicht unwerth.

Dagegen möchte ich einwundernd, erwiderte ich, daß es doch viele Menschen giebt, welche an dem Glück verzweifeln und deshalb die Jagd nach ihm aufgeben, so daß dem „immerdar“ nicht paßt.

Allerdings mögen einige, denen das ersehnte Glück zu erreichen nicht gelingt, ermüden und daran verzweifeln. Sie sind wie die Sonntagsgänger, die vergebens nach dem Wilde schießen und fehlen; sie werfen die Flinte mißmuthig über den Rücken und gehen grollend durch den Wald. Aber sie waren doch auf der Jagd und laß ihnen nur ein Stück Wild bequem vor die Augen kommen, schnell reißen sie die Büchse wieder herum, zielen und

schießen; ob es ihnen besser gelingt, ist die Frage.

Das lasse ich gelten; aber ich habe doch Menschen genug getroffen, welche am liebsten unthätig und lässig sind und die vor Allem die Ruhe lieben und nur, wenn sie gezwungen sind, sorgen und arbeiten.

Nun, Theuerster, so sind diese auf der Jagd nach Ruhe. Sie finden ihr Glück in der Stille, in der Sorglosigkeit, in der Ruhe, und werden sie vom Wirbelwind des Lebens ergriffen, so geht ihr Sinnen und Streben danach, herauszukommen und sich wieder der Windstille zu erfreuen.

Dann fragt es sich aber, was ich ein, was Glück sei? Bei dem „Kampf ums Dasein“ weiß ich doch sicher, was dies bedeutet. Man will bestehen und leben bleiben und wehrt sich gegen Alles, was dies zu beeinträchtigen fähig ist oder scheint. Aber was ist Glück? Jeder versteht und denkt sich etwas Anderes darunter, und erreicht er es je? Glück ist also ein Schemen, eine Fata Morgana, die uns vorschwebt in unsichern Umrissen und nach der zu jagen doch auch des Menschen nicht würdig scheint. Wie viele Enttäuschung, wie viele vergebliche Hoffnung und Erwartung!

Was Du sagst, mag wahr sein, aber trifft nicht zu. Glück ist die Befriedigung dessen, was man wünscht. Worin dieser Wunsch, dieses Verlangen, dieses Glück besteht, ist für die Erscheinung an sich völlig gleichgültig, erst vom sittlichen Standpunkte aus erhält es eine Bedeutung. Der Mensch wünscht etwas, sehnt sich nach etwas, strebt mit allen Kräften danach und dies ist Jagd nach dem Glück. Worin dies bestehe, erklärt, wie gesagt, nur durch seinen sittlichen Gehalt einen höheren oder minderen Werth. Jedenfalls ist es ein unschätzbarer Vorzug des Menschen, sich einen Zustand zu denken, in den er versetzt zu werden trachtet und strebt und dies macht ihn des Menschen daseins würdig. Nun erst kommt die sittliche Frage. Diese hat aber ein zweifaches Moment, nämlich den Gegenstand des erstrebten Glückes und die zur Erreichung desselben verwendeten Mittel. Es ist von großer sittlicher Bedeutung, worin der Mensch das Ziel seines Strebens setzt; aber ich sage dir offen, daß die Mittel, die er anwendet, von viel größerer sittlicher Bedeutung sind, als der Inhalt seines Zieles. Auf dem Gebiete der Sittlichkeit heiligt der Zweck niemals die Mittel, aber umgekehrt können die angewendeten Mittel selbst einen sittlich gleichgültigen Zweck heiligen.

Da bin ich begierig, den Beweis zu hören.

Wir waren unterdeß am Ziele unseres Spazierganges angelangt. Es war ein mäßig hoher Hügel, auf dessen Gipfel eine Ruhebänk angebracht war unter einer schattigen Linde. Sie stand gerade in der Blüthe und ihr süßer Duft erfüllte die Atmosphäre. Von dieser Bank aus hatte man die Aussicht auf ein nicht großes Thal, in welchem Feld und Wiese wechselten, von einem klaren murmelnenden Bächlein durchschnitten; ringsum erhoben sich wieder Hügel, zum Theil von Wald bedeckt und in weiter Ferne erblickte man die Spitzen höherer Berge. Hier ließen wir uns nieder, um unser Gespräch fortzusetzen.

Es soll mir nicht schwer werden, sagte mein Freund, den Beweis für meine Behauptung zu bringen. Was denkst du dir unter „wohlerworbenem Besitz oder Reichtum?“ An und für sich wirft du Besitz und Reichtum keinen besonderen sittlichen Werth zuschreiben. Man könnte sogar, wie es schon viele weise Männer gethan, Besitz und Reichtum für verächtlich erklären. Ich bin nicht der Meinung. Das Verlangen nach Besitz ist dem Menschen angeboren, denn schon das seiner noch unbewußte Kind streckt das Vermö-

chen nach dem aus, was vor seinen Augen erscheint und will es sich aneignen. Alles aber, was in der Natur des Menschen liegt, hat einen zweifelhaften Werth, weil es nach der besseren oder nach der schlimmeren Seite sich wenden kann, aber gerade darum ist es ein wesentlicher Bestandtheil des Menschen und an sich nicht zu verachten. Den Besitz aber, der durch Arbeitsamkeit, redliche Thätigkeit, Ordnung und Sparsamkeit erworben wird, flößt uns Achtung ein und wir nennen ihn wohl erworben. Wir zeichnen den Besitzer als einen würdigen, trefflichen Menschen aus. Hier sind es also die angewendeten Mittel, welche für den an sich fittlich gleichgültigen Zweck eintreten und ihn gewissermaßen heiligen. Thätigkeit, Redlichkeit, Ordnung und Sparsamkeit sind höchst achtbare Tugenden, denen nachzustreben den Menschen adelt. Ja, selbst wenn es ein Irrthum ist, worin Jemand das Ziel seiner Wünsche erblickt, und dies geschieht ja nur allzu oft, so ist er entschuldigt, wenn die Mittel, die er zu Erreichung seines Zieles anwendet, ehrenvoll und auf die Entwicklung seiner besten Kräfte günstig einwirkend sind. Hingegen wird es dem, der ein hohes Ziel erreicht hat, nicht verziehen, wenn er schlechte, trügerische, sündige Mittel durchgeführt hat.

Wenn ich dies Alles als richtig erkenne, so müssen wir doch sagen, daß es ein sehr fragliches Ding um dieses Wesen um diese Bestimmung des Menschen ist, nach Glück zu jagen. Denn zunächst fragt es sich, ob er nicht in den meisten Fällen in dem irrt, was er für ein Glück hält, ferner ob er nicht durch sein heißes Verlangen zu Fehlritten verleitet wird, und endlich wenn er das vermeintliche Glück erreicht hat, wie schnell ist seine Befriedigung verflogen und er setzt sich nach mehr oder nach Anderem in neue Bewegung; oder endlich es wird ihm das, was er soeben erreicht hat, wieder genommen und zu einem schmerzhaften Schicksal.

Ja, mein Freund, wenn das, was der Mensch Glück nennt, auch seine Bestimmung ausmache. Aber das ist diese nicht im Geringsten. Schon daß wir so leicht mit dem was unsre Sehnsucht bildet, in Irrthum verfallen, daß die Erreichung desselben so schwierig und daß es schließlich so überaus vergänglich ist, erweist, daß es unsere Bestimmung nicht sein kann. Diese besteht vielmehr in der Entfaltung unsrer Kräfte, in deren Verwendung und Steigerung, selbstverständlich nach der Seite des Rechts und der Pflicht. Hierzu aber müssen wir angereizt und angeregt werden und dies kann wiederum nur dadurch geschehen, daß uns irgend Etwas als Ideal vorschwebt, das zu Erreichen wir eben alle unsre Kräfte in Bewegung und Thätigkeit setzen. Die Jagd nach Glück bedeutet also an sich nichts Anderes, als die kräftige Anstrengung und dadurch zu erreichende Entfaltung und Steigerung unsrer Kräfte nach einem uns vorschwebenden Ziele hin.

Aber in diesem Gewirre von menschlichen Zielen und Zwecken, was soll uns da leiten? Welchen nachhaltigen Rath kannst du ertheilen?

Mein Freund schwieg einige Zeit. Dann blickte er auf und um sich und hob an: Sieh dich hier um, theurer Freund. Wir sehen von diesem Hügel in ein anmuthiges, liebliches, aber beschränktes Thal. Die Wiesen mit ihrer frischen Blumenpracht, die Felsen mit den aufstrebenden Saaten, das Silberband des Fließchens, das sie durchrieselt, der Wald auf den Hügeln mit dem üppig hervorstechenden Grün seines Laubes, alles dies ergötzt uns, erfreut das Herz, so geringen Umfangs hier auch unsre Aussicht ist. Wie aber, wenn wir uns auf die hohen Spizen über dem zackigen Felsenkamm, die dort aus weiter Ferne oben über die Hügel blicken, verlegen — welche ganz andere

Aussicht würde uns da erwarten! In das Gewirre der Berge, in tiefe Schluchten mit ihren Wasserstürzen und aufragenden Felsen, weithin über die Ebenen und ihr mannigfaltiges Gefüge, ja über die Küste des Meeres auf die brandenden Wogen, die diese umgürten, welche ein Blick über eine halbe Welt! Welche Schwierigkeiten und Mühsale, welcher gefährliche Aufstieg an Felsen und Eiswänden, welche Erschöpfung an Kräften würde es kosten, um dahin zu gelangen. Und wenn wir es erreichten, wer sagt uns, ob nicht die Nebel aus den Thälern um die Gipfel der Berge verhüllende Wolken gebildet, daß, endlich oben angelangt, Alles unseren Augen verschleiert ist, oder ob nicht droben der Sturm rast, daß wir uns nicht halten können und eilig wieder nach unten steigen müssen. Darum hinweg mit der Sehnsucht nach drüben und droben! Hier ist es schön, so laß uns genießen, was die Natur uns bietet, sie, die im Kleinen so groß und herrlich ist wie majestätisch im Großen. Und nun, Freund, wirst du mich vollständig begreifen, wenn ich sage: auf dieser Jagd nach Glück muß mitten in dem Vorwärtstreben, das uns von dem ersten Erwachen des Bewußtseins bis zu dessen Erlöschen befehlen soll, die Selbstbeschränkung unsere Führerin, unsre Rathgeberin, der Maßstab sein, mit welchem wir unser Wollen und Können abmessen und gestalten. Wer in der Jugend sich vornimmt, als Philosoph die Weltprobleme zu lösen, als Künstler alle Meister der Gegenwart zu überflügeln und sich jenen an die Seite zu stellen, welche die Ruhmes-herden der Vergangenheit sind, oder schon am Anfang seiner Laufbahn die höchsten Ehren und Würden in Staat und Gesellschaft zu erringen, oder als Handlungsgehilfe von zahllosen Geschäften, Speculationen und Millionen träumt — der wird bald sich sehr unglücklich fühlen, bald erlahmen und entweder untergehen oder in der Selbstverblendung über den Werth seiner Erzeugnisse sehr mittelmäßig bleiben, bis ihm die unerbittliche Welt auch noch die letzte Täuschung nimmt. Denn nur sehr Wenige erreichen die Höhe; die Anderen bleiben zurück auf der einen oder der anderen Stufe des Berges. Also Selbstbeschränkung in der Meinung von seinen Fähigkeiten und Talenten, in der Wahl der Mittel, in dem Vorwärtstreben, in den Aussichten, die man sich schafft. Ich weiß sehr wohl, daß die Jugend ohne ein gewisses Maß von Selbstvertrauen nicht vorwärts kommt. Aber Selbstüberschätzung wagt sich an Unternehmungen, denen man nicht gewachsen ist, an denen man vergebens seine Kräfte erschöpft, und die Folge ist, Verzagttheit und Verbitterung, Mißtrauen gegen die Menschen, da man diesen das Scheitern und Verfehlen zuschreibt, Erschließung.

Da bist du denn also zu dem gelangt, was schon unsere Weisen in dem Sage aussprechen: „Wer ist glücklich? Der sich seines Looses freut.“ d. i. dessen, was er hat und ist.

Doch nicht, lieber Freund, es ist dies ein schöner Sittenpruch, aber für die Menschen wenig verwendbar. Zuerst neigt ihre Natur wenig zu dieser Genügsamkeit, namentlich nicht in unserer Zeit. Hat man Etwas, will man mehr; ist man Etwas, will man höher hinaus. Und die Natur zu bezwingen, gelingt gar Wenigen. Alsdann würde diese Genügsamkeit dem Vorwärtstreben, dem steten Schaffen Abbruch thun, und so Vieles verloren gehen, was für Menschheit und Menschen nützlich und förderlich ist. Endlich würden vielfache Umstände eintreten, welche diese Zufriedenheit stören und verhindern. Da wachsen die Bedürfnisse der Familie da kommt Krankheit, Krieg, Mißwachs und mannigfaches Mißgeschick, welche den Menschen aus seinem Frieden und seiner Ruhe aufstören und ihn zu

mühevoller Anstrengung zwingen. Solche Genügsamkeit, solche Freude an seinem Loose ist dem Menschen nur in einigen Augenblicken, gewissermaßen in dem Pausen des Lebens gestattet. Aber die Selbstbeschränkung, wenn wir sie uns zu eigen machen, wenn wir sie in der Jugend, im Mannesalter und als Greise üben, verläßt uns niemals, erhellt unsre Augen, leitet unsre Schritte und sichert uns unter allen Umständen einen gewissen Erfolg. Sie ist vielleicht eine Art Kunst, die wir uns erwerben müssen; aber jede Geschicklichkeit, sei sie manuell oder seelisch, muß der Mensch erwerben, kann er seinen Anlagen und Neigungen abgewinnen, er muß es nur ernstlich wollen.

Die Sonne begann hinter den Wolken- saum zu verschwinden; eine kühlere Abendluft strich über den Gipfel des Hügels. Wir erhoben uns und gingen nach der Stadt zurück.

Ausland.

Berlin, 6. Juni. — Von dem streng kirchlich gefinnten Dorpater Professor Alexander von Dettinger ist soeben bei Duncker & Humblot in Leipzig eine kleine Schrift unter dem Titel „Was heißt christlich sozial?“ erschienen. Der Verfasser ist ein Gesinnungsgenosse des Herrn Stöcker, trotzdem aber verurtheilt er dessen Agitationen. Dem „Berliner Tageblatt“, welches dem Dettinger'schen Schriftchen einen Leitartikel widmet, entnehme ich die folgenden bezeichnenden Auszüge aus dieser Schrift. Herr Dettinger sagt von Stöcker: „In letzterer Beziehung hat sein leidenschaftliches Parteitreiben, sein Mangel an Besonnenheit, seine unheilvolle Vermischung von evangelischem Christenthum und weltlicher Sozialpolitik der Sache des Reiches Gottes auch unberechenbaren Schaden zugefügt, manches ehrlich suchende Gemüth abgeschreckt, durch öffentlichen Prozeßstandal Vergerniß gegeben und die öffentliche Meinung irre geführt.“ Und ferner: „Wenn man, wie Stöcker will, nach Grundsätzen des Evangeliums die sozialpolitischen Zeitfragen zu lösen und im Berliner „Eiseller“ unter „Bravo“ johelnden Massen mit Worten der heiligen Schrift Parteipolitik zu treiben und Wahlagitation zu befördern sucht, so ist das keine christliche Praxis. Will er Politik treiben, so quittire er sein Predigtamt, oder vermeide es wenigstens, als Christ und Pastor zu agitiren; will er Seelforger und christlicher Missionär sein, so lasse er die damagogischen Umtriebe und träume nicht mit seinen vielen Gesinnungsgenossen von einer spezifisch christlichen Sozialpolitik.“ (S. 34.)

Wien, 4. Juni. — Die öfters bestrafte, von Wien ausgewiesene elegante Taschendiebin Johanna Scherian, kehrte im Oktober v. J. aus München, von wo sie auch nach Abbüßung einer neunmonatlichen Gefängnisstrafe ausgewiesen wurde, wieder nach Wien zurück. In der Garderobe der Hofoper verübte sie eine Reihe von Taschendiebstählen und wurde schließlich wieder verhaftet. Am 31. Mai d. J. wurde sie vor einem Erkenntniß-Senate wegen Taschendiebstahls, Falschmeldung und verbotener Rückkehr angeklagt. Der Gerichtshof erkannte sie schuldig und verurtheilte sie zu achtzehn Monaten schweren Kerkers. Frau Johanna Scherian ist die würdige Ehegattin des antisemitischen Schriftstellers Martin Scherian, der gleichfalls öfters wegen Taschendiebstahls abgestraft ist und derzeit wegen eines bei der Kaiser-Entrevue in Kremier verübten Diebstahls in der Strafanstalt Müräu eine achtmönatliche schwere Kerkerstrafe zu verbüßen hat. Wenn wir fleißig die Gerichtsverhand-

lung lesen, werden wir unsere Feinde näher kennen lernen.

Prerau, 4. Juni. — Das halbamtliche Blatt erhielt folgende Mittheilung aus Prerau: Vor etwa vier Monaten verschwand ein christliches Dienstmädchen, Namens Josephine Gloušek, aus Prerau, und deren Dienstgeber, der israelitische Lehrer Pollak, wurde vom Böbel beschuldigt, die Gloušek im Keller ermordet zu haben, weshalb seinerzeit vor der Wohnung Pollak's Zusammenrottungen stattfanden. Einige Personen wollten sogar die Leiche der Gloušek im Keller gesehen haben. Trotz energischer Nachforschungen blieb das Mädchen verschollen, bis am 30. Mai das Bezirksgericht Prerau vom Otmützer Bezirksgericht verständigt wurde, daß die Gloušek in Otmütz wegen Diebstahl verhaftet sei.

Bukarest, 6. Juni. — Aus Jassy wird gemeldet, daß während der letzten zwei Wochen etwa 120 jüdische Familien via Hamburg nach Amerika ausgewandert sind.

Petersburg, 20. Mai. — Professor Potkin machte am 4. März in seiner medizinischen Vorlesung seinem Auditorium eine sehr merkwürdige Mittheilung. Seit langen Jahren, sagte er, habe er die Beobachtung gemacht, daß die Schwindsüchtigen jüdischer Konfession fast immer weit über die Zeit hinaus am Leben bleiben, die ihnen auf Grund der wissenschaftlichen medizinischen Erfahrungen prognostiziert wird. Die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung ließ er offen, doch glaube er sicher, daß in der Constitution der Befenner des Judenthums ein Element vorhanden sei, das der Schwindsucht länger Widerstand zu leisten vermag.

Aus Wilna wird berichtet, daß die Zahl der Auswanderungslustigen unter der dortigen jüdischen Bevölkerung täglich im Wachsen begriffen ist. Vergebens ist es, daß man ihnen die üblen Nachrichten vergegenwärtigt, welche über das Schicksal eines erheblichen Theiles der ihnen nach Amerika Vorausgegangenen einlaufen. Sie lassen sich in ihrem Entschlusse nicht wankend machen. Wir haben nichts zu verlieren, sagen sie. Merger als jetzt hier kann es uns auch dort nicht ergehen. Kommen wir dort elend um, so erfüllt sich an uns nur das Geschick, das unser auch hier harrete.

Jerusalem. Pfeffer — ein pikantes Gewürz. Am letzten Befachsfeste mußte sich mancher den Genuß dieses Gewürzes versagen, und zwar, weil Pfeffer für „Chamez“ erklärt wurde. Wie wir hören wäre einem Rabbiner in Deutschland aus Bonyhard in Ungarn Pfeffer, der bekanntlich in Indien wächst, eingeschickt worden, welcher aus Mehl-Teig hergestellt zu sein schien. Wegen dieses einem deutschen Rabbiner zweifelhaft erschienenen Bonyharder Pfeffers haben unsere Chachams allen Pfeffer Indiens für Beschach außer Function gesetzt!

Sina. — Einer der merkwürdigsten Zweige des über die ganze Erdoberfläche verbreiteten jüdischen Stammes ist zweifelsohne die in der chinesischen Stadt Kai-fong-fu am Hoang-ho (Gelben Fluß) befindliche Gemeinde, die, trotzdem sie schon seit nahezu zwei Jahrtausenden unter einer heidnischen Bevölkerung und einer eben solchen Regierung lebt und ringsherum auf Hunderte von Meilen von dem mongolischen Volksstamme eingeschlossen ist, so daß jede Verbindung zwischen ihr und der übrigen jüdischen Welt naturgemäß gänzlich aufhören mußte, noch heute fest und unerlöschlich an dem Glauben ihrer Väter hält und sich noch heute zur Lehre Moses (jüdisch-chinesisch: Mo-po) bekennet.

Verlobungen.

Davis — Goldman. Herr Joseph M. Davis von Minneapolis, Minn., vormals in Cincinnati, D., mit Frä. Rosa Goldman von Toledo, O.

Was die Wissenschaft sagt.

Der furchtbare und wundervolle Mechanismus des menschlichen Systems genau gezeichnet.

(In den editorischen Spalten des New Yorker Analytikers H. Lassing, Editor, ist die folgende schöne Beschreibung der Verlobungen des menschlichen Systems geschrieben.)

Der Mensch ist die größte chemische Werkstatt. Vergrößert die kleinste Zelle des Leibes und was für eine Thätigkeit entfaltet sich vor den Augen: unzählige Kammern, in welchen die Luft-Kügelchen sind, Massen von festen Stoffen, Kügelchen von gefärbten Flüssigkeiten; nur ein Blitzstrahl kommt, das Ganze ist aufgeleuchtet und die notwendige Wärme durchströmt alle Theile des Systems. Die elektrischen Kräfte erzeugen sich ebenso und werden fortgeführt auf das Gehirn, die Muskeln und die verschiedenen Nervencentren.

In einer andern Abtheilung von einer Million von Kammern finden wir verschiedene Gase und Dämpfe. Die chemische Thätigkeit derselben verändert und reinigt die Lungen und die Haut. Das Blut, wir sagen es oft, ist ein großer lebendiger Fluß.

In denselben circuliren Massen, welche die Luft in den Lungen nicht wegbringt: Stücke von Kalt, Weinstein und Knochen-Masse. Tausen von Eiweiß, Tropfen von Zuckersaft und Theile von Alkohol. Wozu sind diese wüsten Massen bestimmt? Beginne wo du willst in diesem großen Strom, du mußt gelangen zu der Reinigungsstätte des Systems. Hier ist alle Thätigkeit und neue unsichtbare Kräfte erstrecken sich daraus in den Strom, ergreifen und führen diese Masse von Abfällen in weite Gräben, von dort in einen kleineren Behälter und endlich in ein größeres Becken, welches regelmäßig seines Inhalts entleert wird.

Diese Ausscheidung von Kalt, Urin-Säure und anderen unnützen Stoffen aus dem Blute ohne Beraubung eines Theiles der Lebensflüssigkeit übersteigt die menschliche Fassungskraft. In der Gesundheit geht dieser Reinigungs-Prozess des Blutes ohne unsere Kenntniß vor sich. Die Organe, durch welche die treuesten Dienste geschehen, verrichten ihre Arbeit schweigend, so lange die Gesundheit anhält.

Die Leute warten selbstamerweise bis der Schmerz einen Nerven ergreift, bevor sie zugeben, daß sie irgend ein Leiden haben. Sie wissen nicht, daß der Schmerz hauptsächlich im Aßern und nicht im Innern des Leibes sich fühlbar macht: Eine gewisse Lage der Nerven verbindet die Blut-Reinigungs-Organen mit dem Gehirn. Sie mögen nicht nagen und beißen, wie es der Zahnschmerz oder ein Miß thun, aber sie vermitteln regelmäßig den stillen Report. Wenn diese Organe verfehlen, diese Nerven zu bestimmen das Blut von dem Nacken und dem Gesicht wegzuziehen, indem es die Lippen und das Weiße des Auges verläßt, ergreift sich Urin-Säure-Gift in den kleinsten Adern und die Haut wird grau, gelb oder braun. Sie verhindert ebenso die Reinigung des Blutes in den Lungen und verursacht die Lungenkrankheiten, Ermüdung und Schmerzen. Wo ist der Genuß vollständiger Gesundheit besonders in diesem Lande, wo wir die Kerze in einer Masse verbrennen? Der Athlet

bricht nieder in der Rennbahn; der Editor fällt auf sein Kolt; der Kaufmann fällt unter den Auslagetisch. Diese Zufälle sollten nicht unerwartet sein, denn die Natur hängt lange vorher ihre Alarm-Laternen aus. Wenn die Anfälle endlich kommen, so zeigen sich die verderblichen Wirkungen in hunderten von Gestalten, das ein Mal als Congestion, als chronische Schwäche, als unregelmäßiger Stuhlgang, als gestörter Appetit, als Kopfleid, als Herzklopfen und Unregelmäßigkeiten des Herzens, als frühzeitiger Verfall, Trockenheit und Sprödigkeit der Haut und das Ausfallen und Grauerwerden der Haare verursachend. Schlaganfälle, Blutergüsse, allgemeine Schwäche, Blutvergiftung u. s. w.

Die Organe, welche wir auf diese Weise des Längern beschrieben, weil sie wirklich die wichtigsten im menschlichen System sind und in ihnen die Mehrzahl der menschlichen Leiden entstehen und sich erhalten: es sind die Nieren. Sie sollten in der Öffentlichkeit nicht besprochen werden, weil man zugestehet, daß die ärztliche Profession wenig von ihnen kennt und weiß. Für solche Organe ist nur eine einfache Medizin wünschenswerth, welche auch den Jüngsten keine Verletzungen verursacht, aber die wohlthätigste Wirkung ausübt. Eine solche Arznei geprüft und erprobt von vielen Tausenden in allen Weltgegenden ist Warner's Safe Cure. Mit dieser kann man der Krankheit, wenn sie tief sitzt, allein beikommen. Für jene, bei welchen der Samen gefäet und der Beginn der Krankheit wahrzunehmen wird, ist sie eine unschätzbare Zuversicht. Es muß empfohlen werden um dem Gesunden vor der Krankheit und den Kranken vor dem Tode zu bewahren. Mit seiner Hilfe wird die große Filtrir-Maschine des Systems sich erhalten und ihr stilles Werk ohne Unterbrechung fortsetzen; ohne sie geht sie aus dem Geleise und Krankheit und Tod sind die Thüre geöffnet.

Dieser Schreiber wir nicht allein um zu loben, sondern um zu beweisen, daß das, was Eudor Lassing M. D., eine so hohe Autorität sagt, wahr ist, und daß sein Rath der Aufmerksamkeit werth ist und von jedem Klugen und Wohlmeinenden beachtet werden sollte.

Schenke der thörichtten Behauptung keinen Glauben, welche sagt: es ist keine Gefahr, so lange du keinen Schmerz hast. Schenke keinen Glauben den Ärzten, möge er sein wer er wolle, welcher sagt, es ist bloß eine Verkältung oder ein leichtes Unwohlsein. Er weiß wenig mehr, wenn überhaupt etwas, als Sie und die, welche um Sie sind. Er kann weder diese Organe sehen, noch sie untersuchen und es hängt einzig und allein von dem Zeugniß der Erfahrung ab, ob er Sie gesund machen kann.

Wenn das Wasser entfärbt oder trübe ist, wenn es Eiweiß, Lymphe, Cristal, Zucker oder krankhafte Stoffe enthält, wenn es roth ist von unterlaufenem Blute oder gemischt mit Sand, Schleim und Schaum, so ist etwas unrichtig, und Krankheiten und Tod sind nicht mehr weit weg.

Ayer's Aque-Cure ist ein kräftiges tonisches Bitter, nur aus pflanzlichen Bestandtheilen zusammengesetzt. Seine Wirkung ist eigenthümlich, rasch und energisch; es endigt das Fieber, heilt das Fieber und treibt das Gift aus dem Körper, ohne nachhaltige oder unangenehme Folgen zurückzulassen. Wer an Frost und Fieber gelitten und Chinin gebraucht hat, wird dies zu schätzen wissen.

Zu vermietthen.

Zwei schön möblirte Zimmer, mit oder ohne Board, bei einer jüdischen Familie. Nachfragen 482 West 9. Str.

Ayer's Cherry-Pectoral

Sollte man für pflanzliche Fälle stets im Hause haben. Manche Mutter wird in der Nacht durch die gefährlich lautenden Töne der häutigen Bräune aus dem Schlafe erschreckt, und findet, daß das leidende kleine Kind rothem und geschwelltem Gesichte nach Luft schnappt. In solchen Fällen ist Ayer's Cherry-Pectoral unschätzbar. Frau Emma Gedney, 159 West 128. St., N. Y., schreibt: „Als ich vorigen Winter auf dem Lande war, wurde mein kleiner dreijähriger Knabe von der häutigen Bräune angegriffen, und schien zu ersticken. Wir wandten Ayer's Cherry-Pectoral in geringen, aber häufigen Dosen an, und in weniger als einer halben Stunde athmete der kleine Patient leichter. Der Arzt sagte, das Pectoral habe dem kleinen das Leben gerettet.“ Frau Chas. B. Landon von Guilford, Conn., schreibt: „Ayer's Cherry-Pectoral

Rettete Mir das Leben.

und ebenso meinem Söhnchen. Da er mit häutiger Bräune behaftet ist, so wage ich nicht ohne dieses Mittel im Hause zu sein.“ Frau Gregg von Lowell, Mass., schreibt: „Meine Kinder haben wiederholt in Fällen von Husten und häutiger Bräune Ayer's Cherry-Pectoral eingenommen. Es gewährt schnelle Linderung, auf welche Heilung folgt.“ Frau Mary Evans von Scranton, Pa., schreibt: „Ich habe zwei kleine Knaben, die beide von ihrer ersten Kindheit an häufig von der häutigen Bräune angegriffen wurden. Vor etwa einem halben Jahre fingen wir an Ayer's Cherry-Pectoral anzuwenden, und das wirkt wie ein Zauber. Einige Minuten, nachdem das Kind davon eingenommen, athmet es leicht und schläft gut. Jede Mutter sollte wissen, was für ein Segen Ayer's Cherry-Pectoral für mich ist.“ Frau Wm. C. Reid von Freehold, N. J., schreibt: „Ayer's Arzneien sind seit Jahren ein Segen für unsere Familie. Bei Husten und Erkältung wenden wir

Ayer's Cherry-Pectoral

an, und das Uebel ist schnell vergessen.“

Zubereitet von

Dr. J. C. Ayer & Co., Lowell, Mass.

In allen Apotheken zu haben.

Eine schöne Haut gereicht zur steten Freude!
DR. T. FELIX GOUBAUD'S
ORIENTAL CREAM, OR MAGICAL BEAUTIFIER



entfernt Gebräuntheit, Haut-Bläschen (Pimples), Sommerprossen, Mottenkügelchen, sowie alle die Schönheitsentstellenden; ist nicht wahrzunehmen! Es hat eine 30-jährige Probe bestanden u. ist durchaus ungefährlich, wie dies aus dem Umstande hervorgeht, daß wir

versuchen, um zu sehen, ob die Zubereitung eine richtige ist. Man nehme keinen gefälschten mit künstlichen Aromen versehenen Artikel. Der berühmte Dr. J. A. Saxe sagte zu einer Dame des hiesigen (einer Patientin): „Da Damen derartige Präparate benötigen, so möge ich als das ungefährlichste aller Hautpräparate Dr. Goubaud's Cream empfehlen.“ Eine Flasche reicht, bei alltäglichem Gebrauche, sechs Monate hin. Ebenso entfernt verfeinertes Pulver (Poudre Subtile) überflüssiges Haar ohne dabei die Haut zu beschädigen.

Mad. M. B. L. Goubaud, Haupt-Verlegerin, 48 Bond-Strasse, N. Y.
Zum Verkaufe in allen Apotheken und Parfümeriegeschäften der Ver. Staaten, Canada's und Europa's. Man sehe sich vor Nachahmungen vor. \$1.00 Belohnung für die Herausfindung und den Nachweis, daß irgend Jemand solches nachahmt.

E. R. Schelliger,

Lehrer der alten und neueren Sprachen,

421 Ost 117. Strasse,

New York.

ist bereit, einige Knaben zur Erziehung bei sich aufzunehmen.

Geistige und körperliche Pflege, liebevolle Behandlung und tüchtiger Unterricht werden zugesichert.

Darf sich auf Dr. J. M. Wise in Cincinnati und viele tonangebende Familien New Yorks beziehen.

G. Singer in Triest

empfiehlt zu entliehenen Preisen gegen Vereinfachung d. Betrages

אחרונים, לולבים, הדסים

in febler freier ritueller Haare unter Aufsicht Sr. Ehrwürden, des Oberabbaters Mosele S. Melzer-Trick; 1 bis 3 Doll. per Stück (allerfeinste gewählte),

12 Doll. per 25 Stück (Parade, allerfeinste),

5 Doll. per 25 Stück,

1 Doll. per 100 Stück.

Die „Congregation V'nai Israel“

von Hamilton, D., wünscht einen „Chasan“ zu engagiren, der auch als Lehrer und „Schochet“ zu fungiren befähigt ist und auch gelegentlich in deutscher Sprache predigen kann.

„Minhag Astenas“. — Gehalt \$350 jährlich mit freier Wohnung in dem Synagogengebäude. „Schechtia“ trägt jährlich \$100 ein.

Termin, für ein Jahr, vom 1. Juli anfangend und bei gemeinschaftlichem Verständnisse zu verlängern.

Keine Unkosten für Applicanten erlaubt.

Man adressire:

S. Levv, Präsident,

oder

M. Strauss, Sekretär.

Hamilton, D.

June 11 69.

Hämorrhoiden. Sofortige Erleichterung. Vollständige Cur in 10 Tagen; leidet nie wieder. Keine Salbe oder sonstige Medizin. Leidende können von einem einfachen Heilmittel hören, gratis, wenn sie sich an C. J. MASON, 78 Nassau Str., N. Y., wenden.

HEIDELBERG.

Schönste Lage Deutschlands

Israelitisches Mädchenpensionat

— von —

DR. JOS. FIEBERMANN.

Prospecte zu haben in diesem Bureau.

Aus

Palästina und Babylon

Eine Sammlung von Sagen, Allegorien, Fabeln, moralischen und sinnreichen Erzählungen, Gleichnisse und geistvollen Bibel-Auslegungen, Dichtungen und Sprüchen, Moral-Lehren, Maximen und Lebensregeln, Sprichwörtern, Redensarten und anderweitigen Sentenzen aus

Talmud und Midrasch,

mit sachlichen und sprachlichen Bemerkungen nebst einer allgemeinen Einleitung über Geist und Form der „Agada“.

Von Daniel Ehrmann, Wien.

309 Seiten. Preis \$1.00.

Hochzeits-Einladungen

in der künstlichsten Weise gravirt und gedruckt, zu billigen Preisen.

Bestellungen von allen Theilen der Ver. Staaten entgegengenommen, und erhalten dieselben die beste und prompteste Bedienung.

Mustern von Einladungen mit Preisangabe werden auf Anfragen versandt.

Man adressire

The BLOCH Pub. & Print. Co

CINCINNATI, O.